



Großheppacher
Schwesternschaft

GRUSS

DER GROSSHEPPACHER SCHWESTERNSCHAFT



160 Jahre
in Gemeinschaft

leben · lernen · arbeiten · beheimaten



IM MUTTERHAUS

*Behübig schaut's mit blanken Augen
ins lichte, grüne Tal hinaus,
nach Mädchen, die zur Schwester taugen,
das liebe, alte Mutterhaus.*

*Wie freut es sich, wenn mit der Tante,
der Mutter oder auch allein,
so eine Unschuld, grad vom Lande
zur schönen Türe tritt herein.*

*Sie sitzt nur auf dem Rand am Stuhle
und schaut noch recht erschrocken drein.
Sie weiß von keinem Sündenpfuhle,
wird kaum schon 20 Jahr' alt sein.*

*Doch singt sie nett, sie kann auch lesen
und nähen, hat die Kinder gern.
Im Haushalt ist sie auch gewesen
und dienen möcht sie ihrem Herrn.*

*So wird sie wirklich angenommen,
sie strahlt – und's dauert gar nicht lang,
da heißt's im Haus: die Neuen kommen
mit Sack und Pack – und angst und bang.*

*Das Mutterhaus tritt gegenüber
den Neuen strengen Angesichts.
Du meinst: du könntest was, sag lieber,
ich bin nichts, kann nichts, tauge nichts.*

*Du meinst, du könntest Stuben richten,
die Böden pflegen, daß es blitzt,
abstauben, spülen – o mitnichten,
weißt nicht, wie man ein Bleistift spitzt.*

*Doch folgst du der Erzieher Munde,
lernst du der Fächer lange Reih:
die Bibel-, Seelen-, Ofenkunde,
ja dort im Hof die „Schweinerei“.*

*Und bist du erst im Haus ein Weilchen
kommst du der Sache auf den Sprung:
Es blühn auch Rosen hier und Veilchen,
man schafft nicht nur – man ist auch jung.*

*Es gibt im Hause viele Feste,
die einen offiziell wie heut,
die andern besser ohne Gäste,
wenn man im Schlaflsaal sich erfreut.*

GRUSS DER GROSSHEPPACHER SCHWESTERNSCHAFT 2016/2017

160 JAHRE IN GEMEINSCHAFT

LEBEN · LERNEN · ARBEITEN · BEHEIMATEN



INHALT

	VORWORT	4
BEHEIMATEN	Lebensgemeinschaft im Mutterhaus	6
	An eine neue Feuerstelle einladen	12
LEBEN	Die Ecksteingemeinschaft	16
	Rituale in der Großheppacher Schwesternschaft	20
	Lebensgemeinschaft im Alter	22
LERNEN	Gemeinschaft und Bildung	28
	Eine Vorschule des Glaubens	32
	Innehalten in der Schulgemeinschaft	38
	Verschiedenheit wertschätzen	42
ARBEITEN	Umsetzungspfade zur Veränderung von Organisationen	44
	Diakonie braucht diakonische Gemeinschaft	48
	Lernortkooperation	52
	Familien ins Zentrum rücken	56
	In Verbindung bleiben	62
	IMPRESSUM	66

VORWORT

WEINSTADT, IM NOVEMBER 2016

**MAGDALENE SIMPFENDÖRFER-AUTENRIETH,
OBERIN UND VORSTEHERIN**

**PETER SCHMADERER,
KAUFMÄNNISCHER VORSTAND**



In diesem Jahr konnte die Großheppacher Schwesternschaft ihr 160-jähriges Bestehen feiern. Seit den bescheidenen Anfängen im Jahr 1856 fanden viele junge Menschen in unseren Schulen Ausbildung und berufliche Perspektiven. Von der Verbindlichkeit, die zum Selbstverständnis der Großheppacher Schwesternschaft gehört, profitierten viele Generationen Kinder und pflegebedürftiger Menschen.

Heute ist die traditionelle Mutterhausdiakonie im Umbruch. Die Diakonissengemeinschaft hat sich aus dem aktiven Dienst und aus der Leitung in ihrem Werk zurückgezogen, die Schwesterngemeinschaft ist nach großer Zeit wieder klein geworden. Neben der fachlichen Kompetenz bildete das Leben in Gemeinschaft eine tragende Säule der Großheppacher Schwesternschaft: Immer war man mit dem Herzen dabei, immer bereit, Verantwortung zu übernehmen um gute Entwicklungen voranzubringen. Immer war man fromm und frei genug, Schwierigkeiten und Sorgen im gemeinsamen Gebet vor Gott zu bringen.

Die Kraft, die von solcher Anteilnahme und Beständigkeit in die Arbeitsfelder ausgeht, ist nicht messbar, doch sie ist unbestritten bis heute da. Sie steht hinter uns, wenn wir neue Formen von Gemeinschaft erproben. Sie motiviert uns, unsere Arbeit in Projekten weiterzuentwickeln und neue Formen von Zusammenarbeit und Leitung auszuprobieren. Nicht zuletzt bildet sie die Brücke zwischen gestern und morgen und schenkt uns wichtige Orientierungspunkte.

Was geht und was bleibt in den raschen Veränderungen und Umbrüchen unserer Zeit? Wir wollen uns diesen

Fragen stellen. Ob es uns gelingen wird, weiterhin eine kraftvolle Gemeinschaft in der Großheppacher Schwesternschaft abzubilden, ist noch offen. Aber wir sehen gute Ansatzpunkte dafür. Die sehr unterschiedlichen Aufsätze im vorliegenden GRUSS DER GROSSHEPPACHER SCHWESTERNSCHAFT möchten Sie informieren und in unser Nachdenken mit einbeziehen.

Wir bedanken uns bei allen Freunden und Förderern, die unsere Arbeit in den zurückliegenden Monaten mit großzügigen Spenden und persönlichem Engagement unterstützt haben. Wir freuen uns, wenn Sie sich weiterhin für unsere Stiftung interessieren und wenn Sie dort, wo es Ihnen passend erscheint, auf unsere Arbeit hinweisen.

Mit guten Wünschen grüßen

Ihre Magdalene Simpfendörfer-Autenrieth

Ihr Peter Schmaderer

BEHEIMATEN

NORBERT FRIEDRICH

Leiter der Fliedner-Kultur-Stiftung in Kaiserswerth

Die Fliedner-Kultur-Stiftung hat es sich zur Aufgabe gemacht, das geistige und kulturelle Erbe der durch Theodor und Friederike Fliedner geprägten Diakonissenmutterhäuser und ihrer Nachfolgeeinrichtungen zu sammeln und zu bewahren.



Lebensgemeinschaft im Mutterhaus – Wurzeln und Perspektiven

Als im Mai 1856 in Großheppach die „Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen“ gegründet wurde, zählte das erste Diakonissenmutterhaus in Kaiserswerth bereits 244 Schwestern, darunter 65 Probeschwestern. Viele arbeiteten und lebten nicht im Kaiserswerther Diakonissenmutterhaus. 177 Schwestern, also der weitaus größte Teil, waren in verschiedenen Regionen Deutschlands bzw. im inner- und außereuropäischen Ausland im Einsatz. Die in Kaiserswerth ausgebildeten und in die Gemeinschaft aufgenommenen Frauen verbrachten ihre berufliche Laufbahn als Kaiserswerther Schwestern in der Regel an verschiedenen Orten. Über den Einsatzort und den Einsatzbereich entschieden sie nicht selbst, im damaligen Sprachgebrauch entschied „das Mutterhaus“ darüber, die Schwestern gehorchten.

Wenn man nach dem Besonderen der Mutterhausdiakonie im 19. Jahrhundert fragt, kommt man schnell auf das beschriebene Modell einer der patriarchalen Familie nachempfundenen Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft war von

verschiedenen Elementen geprägt, von einer inneren Solidarität, von einem strengen Gehorsamsprinzip, aber auch von einem fürsorglichen, versorgenden Denken. Theodor Fliedner hatte den Dienst der Diakonissen theologisch-religiös begründet, für ihn sollten die Diakonissen mit ihrer Arbeit den „Christengemeinden [...] dienen.“

Wer sich zu diesem Dienst entschloss, und wer in die Gemeinschaft aufgenommen wurde, entsagte den weltlichen Lebensbezügen weitgehend und fand sich ganz in die Gemeinschaft ein. Diakonissen war nach Fliedner aufgetragen, sich „[...] fern zu halten von allen anderweitigen irdischen Verbindungen [...]“. Die Konzentration auf ei-

TAGEBUCH WILHELMINE CANZ IM JAHR 1855:

„Ich war wieder bei meinen Verwandten in St. in Freundlichkeit und Güte aufgenommen. In einer Visite erzählte meine Cousine ihren Damen, dass ich mit meiner Nichte künftig in einem Dörflein wohnen würde, wo wir den Bauernweibern ihre Kinder umsonst zu hüten gedächten. Die Damen lachten überlaut, es wurde eine eigentliche Komödie, und ich musste mir gefallen lassen, unter die Narren und Sonderlinge ersten Rangs gerechnet zu werden.“ Seite 178

Dafür entwickelte er ein Dienstverständnis, welches in den Polen Liebe und Gehorsam, Dienst und Tat die praktische Ausgestaltung eines evangelischen Dienstverständnisses wurde. Die Diakonissen sollten, wie es in der ersten gedruckten Kaiserswerther Hausordnung von 1839 hieß, dies sein: „[...] Dienerinnen des Herrn Jesu; Dienerinnen der Kranken um Jesu willen (später hieß es hier: der Armen, Kranken und Kinder um Jesu willen); Dienerinnen untereinander [...].“

nen in Demut ausgeübten Dienst wird in der ersten Hausordnung deutlich gemacht. So heißt es in der ersten noch handschriftlichen Hausordnung Fliedners von 1837: „[...] Jede Diakonisse, die die Pflichten ihres Amtes mit dem Wohlgefallen ihres Herrn zur Zufriedenheit der Direktion und zum Heil des leidenden Nächsten erfüllen will, muss daher von der Liebe Christi regiert, sich selbst ein Gesetz sein und der Nachhilfe der äußeren Gesetze immer weniger bedürfen [...].“

Postuliert wurde so eine strenge Grenze zwischen Innen und Außen, zwischen Lebenswelt und Diakonissenwelt. Dabei wurde die Abschottung nach außen konkretisiert

Sozialisation, hierhin kamen sie zu Konferenzen und Tagungen regelmäßig zurück, hier lebten sie in der Regel in ihrem Feierabend.

TAGEBUCH WILHELMINE CANZ IM JAHR 1856:

„Was unser Mutterhaus anlangt, so war es mir immer eine Hauptsorge, dass dasselbe wirklich ein Mutterhaus werden möchte, eine Herberge für die erweiterte Familie, der die Schwestern immer wieder gerne zusteueren.“ Seite 197

durch den Charakter des Dienstes für den Einzelnen, mit einem besonderen Dienst der christlichen Nächstenliebe, die so nahezu zu einem Markenzeichen diakonischer Arbeit wurde. In diesem Familienmodell spielt das Mutterhaus, ein Begriff, den der Gründer der Mutterhausdiakonie, Theodor Fliedner, prägte, eine zentrale Rolle. Es bezeichnet einerseits einen Ort, ein Gebäude, ohne den kein Diakonissenhaus Kaiserswerther Prägung auskommen konnte. Gerade in einer Gemeinschaft, die davon lebt, dass man sich unabhängig von Ort, Arbeitsplatz und Arbeitsbereich zusammengehörig fühlt, ist ein Platz der Begegnung und der Heimat unabdingbar. Hier traten die Schwestern in die Gemeinschaft ein und wurden zu einem Teil davon, hier wurden sie ausgebildet und erhielten ihre diakonische

Das Mutterhaus war mehr als ein Gebäude und ein bloßes Bildungszentrum, es war ein Lebensprinzip und damit eine der Grundbedingungen für die Diakonissengemeinschaften. Die Gemeinschaft, die ihr geistliches und organisatorisches Zentrum im Mutterhaus hatte, löste dabei - aus heutiger Sicht - zwei wohl gegenläufige Entwicklungslinien aus: Einerseits sicherte die patriarchale Strenge des Familienmodells im Mutterhaus die Gemeinschaft in Krisen und Umbruchzeiten ab. Auch die Schwestern in den Außenstationen – also die Mehrzahl der Schwestern – wussten sich stets in der Gemeinschaft aufgehoben und getragen. Wenn man Briefe von Diakonissen liest, wird dies immer wieder thematisiert. Und im Mutterhaus tat man sehr viel, um diese Gemeinschaft zu stärken mit geistlichen Angeboten,

mit gemeinsamen Festen und Feiern. Andererseits sollte aber, wie die Zitate von Theodor Fliedner verdeutlichen, die Gemeinschaft immer auch die Gefahr abwehren, dass man die Vorteile (u.a. gute Ausbildung) nutzte, um dann die Gemeinschaft zu verlassen.

Der strenge und enge Charakter der Diakonissengemeinschaften wurde schon früh kritisiert, die Diakonissen wurden oftmals als elitär betrachtet. Gerade das Prinzip der Lebens-, Glaubens- und Dienstgemeinschaft, welches seit den Anfängen die Diakonissenmutterhäuser ausmachte, wurde etwa im Kaiserreich als überholt und unmodern kritisiert. Auch wenn die Kritik lange Jahrzehnte nichts am stetigen Wachstum der Gemeinschaften (bis in die Mitte der 1930er

der internationalen Kaiserswerther Generalkonferenz das erste Mal nach dem Zweiten Weltkrieg in Schwäbisch Hall trafen, verabschiedeten sie auch einen neuen verbindlichen Rahmen für die Mutterhäuser: die „Grundordnung“. Darin heißt es zum Mutterhaus: „Das Mutterhaus ist seinem Wesen nach eine Stätte der Sammlung und Erziehung, der Ausbildung und Erprobung, der Bewährung und Sichtung, der Aussendung und Leitung, des Rückhaltes und der Zuflucht, kurz Heimat für seine Schwestern.“ In den letzten Jahrzehnten hat sich sehr viel verändert, auch in der Mutterhausdiakonie. Die Gemeinschaften sind kleiner und älter geworden, die diakonischen Einrichtungen haben sich oftmals zu Unternehmen weiterentwickelt. Die Gemeinschaften sind auch vielfältiger geworden, oftmals

TAGEBUCH WILHELMINE CANZ IM JAHR 1865:

„Unsere Anstalt ist gegründet auf den Glauben an den lebendigen Gott, darf daher nie eine bloß humanistische sein; wir müssen uns dran geben, dem Herrn zu dienen, indem wir den Menschen dienen.“ Seite 272

Jahre) ändern konnte, traf sie doch einen Kern, der sich in den Veränderungen in der Mutterhausdiakonie seit den 1950er Jahren widerspiegelte. Als sich die Mutterhäuser

finden sich darin auch unterschiedliche Lebensentwürfe. Die Einheit der Lebens-, Dienst- und Arbeitsgemeinschaft der Diakonissen ist nicht mehr das konstitutive Element

der Gemeinschaften. Aus den Mutterhäusern als Gebäude ist vielfach ein Büro- oder Tagungshaus geworden, manchmal auch ein Hotel.

TAGEBUCH WILHELMINE CANZ IM JAHR 1868:

„Ich hatte gelernt, dass die Sache, der wir dienen, nicht an Menschen hängt, und dass ich nicht auch davon laufen darf, wenn er verlangt, dass wir weiter laufen in seinem Namen.“

Seite 293

Ist dies nun ein Abgesang auf ein Modell des 19. Jahrhunderts? Die Geschichte zeigt, dass es den Gründern der Mutterhausdiakonie um die Sache und die Aufgabe, den Dienst am Nächsten ging. Die dafür geschaffene besondere Lebensgemeinschaft der Diakonissen, die geprägt war von Nähe und Ferne, von Verantwortung und Solidarität, hatte da ihre besondere Aufgabe. Sie darf aber nicht als eine unveränderliche dogmatische Auffassung verstanden werden. Auch wenn es uns glücklicherweise nicht gegeben ist, in die Zukunft zu schauen, bedarf es nur wenig prophetischer Gabe, um festzustellen, dass die Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts nicht mehr wiederkommen werden. Ist damit aber die Frage der Lebensgemeinschaften im Mutterhaus auch erledigt? Sicher nicht. Dagegen spricht das Inte-

resse an der „Diakonie in Gemeinschaft“, dagegen sprechen insbesondere aber auch die vielen in der Diakonie geführten Debatten um eine neue Wohnform über Generationen

hinweg, über Quartiersentwicklung und generationenübergreifende Projekte. Hier haben die diakonischen Unternehmen mit Gemeinschaften einen Erfahrungsschatz, den es zu pflegen gilt.

Norbert Friedrich

BEGEGNUNG IN GROSSHEPPACH:

„Über das schöne Prag und noch interessantere Nürnberg war die erste Rast in Groß-Heppach. Eine zarte, gebrechliche Hausmutter, reich an Glauben und Herzenswärme, ein kleines, einfaches Haus, alles so schlicht wie möglich, die Schwestern ohne Haube in einfachsten, verschiedenen Kleidern, die Probeschwestern wie Mägde gekleidet, der unbefangenste Württemberger Dialekt – keine festgeregelten Lehrstunden oder durchgebildete Methode. Ich hätte wohl meinen Schwestern gewünscht, mit mir in der Kinderschule zu sein.“

Oberin Schwester Hedwig Gräfin Stosch, 1878



PFARRER DR. REINHOLD LANZ
Kassel

Er war lange Jahre Verbandsdirektor des
Kaiserwerther Verbands deutscher
Diakonissen-Mutterhäuser e.V.

An eine neue Feuerstelle einladen

Seit einiger Zeit ist zu beobachten, dass Vorstellungen und Bilder von „Gemeinschaft“ in vielen Bereichen unseres Lebens neu aufbrechen. Zu einer Gemeinschaft gehören zu können, ist wieder ein Sehnsuchtsziel geworden; und das, obwohl der Individualismus eine starke Zeit erlebt. Verlangen nach Gemeinschaft und Leben in freier Individualität scheinen keine Gegensätze zu sein. Ein großes Ziel lässt sich in einer Gemeinschaft eher erreichen, als wenn eine Frau oder ein Mann alleine ist.

Auch dort, wo dieser Begriff ein zentraler Gedanke im Selbstverständnis einer diakonischen Bewegung ist, wie in der Diakonie Kaiserswerther Prägung, findet seit Jahren eine intensive Auseinandersetzung über Gestalt und Inhalt von Gemeinschaft statt. Die tiefgreifenden Veränderungen, die seit Jahrzehnten die Mutterhäuser erfasst haben, wo Diakonie in und durch Gemeinschaft zum Wesen gehörte, nötigen zu einem Transformationsprozess. Das Modell gemeinsamen Lebens auf der Grundlage christlichen Glaubens mit dem Ziel, Dienst an hilfsbedürftigen Menschen zu tun, wie es in den Rahmenbedingungen des 19. Jahrhunderts ent-

standen war, erwies sich als nicht mehr zukunftsfähig. Die Zeit ist über die Grundsätze der Gründermütter und -Väter hinweggegangen. Ihre großen Diakoniemodelle wurden zum Teil zu lange festgehalten. Sie drohten, hinter den neuen Anforderungen der Gesellschaft zurück zu bleiben und blieben tragfähige Antworten schuldig, auch für die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft. Ein schmerzhafter Prozess kam in Gang. Was zunächst bleibt, ist zum einen, dass die aus der Mutterhaus-tradition erwachsenen Werke immer noch versuchen, ihrem Ursprungsauftrag treu zu bleiben, und dass zum anderen Diakonie angesichts stets neuen Hilfebedarfs in der Gesellschaft auch gefordert ist. Bei dieser Entwicklung entspricht es dem Wesen einer von Gemeinschaft geprägten Diakonie, danach zu fragen, wie denn heute und zukünftig eine das Werk tragende Gemeinschaft heranwachsen kann. Cornelia Coenen-Marx hat in dem Vortrag „Die Glut unter der Asche neu entfachen – wie diakonische Gemeinschaft wärmt und trägt“, ein wunderbares Bild übernommen, um von der Hoffnung zu sprechen, an der alten „Feuerstelle“ neues Feuer hervorlocken zu können. Vielem, was sie sagt,

***Leben einzeln und frei wie ein Baum
und dabei brüderlich wie ein Wald,
diese Sehnsucht ist unser.***

Nazim Hikmet

stimme ich zu. Ich stelle aber die Frage: Muss nicht eine andere „Feuerstelle“ gesucht werden, entfernt von dem Nachglühen der traditionellen Gemeinschaften, damit eine neue diakonische Gemeinschaft nicht in die zur Asche gewordenen Muster zurückfällt? Für die, die darin bisher gelebt haben, sind diese Muster ein Teil ihres Lebens, und sie werden fragen, warum sie sich davon lösen sollen. Aber bei den Mitarbeitenden im Werk und bei Menschen, die von außen kommen, muss mit Vorbehalten und Blockaden gerechnet werden, wenn Erneuerungsversuche auf sie so wirken, als bliebe doch alles beim Alten.

In den Werken hat sich das Gewicht der Gemeinschaft nach und nach zugunsten des Vorrangs ökonomischer und fachlicher Gesichtspunkte verringert. Das heißt aber, wer heute eine diakonische Gemeinschaft sucht, muss sich auf Neues zu bewegen. Wer sind die Menschen, die, in einem Haus wie dem der Großheppacher Schwesternschaft, zu einer neuen diakonischen Gemeinschaft eingeladen sein sollen – an einer anderen Feuerstelle?

Da sind zuerst die traditionell geprägten Schwestern, die bis heute die Glut zu hüten suchen und inständig hoffen, es fänden sich Frauen, die zum Nachlegen kommen. In vielen Tagungen und Konferenzen war diese Hoffnung Thema, bis sich die Erkenntnis durchsetzte, dass diese Gestalt der Schwesternschaft ihre Zeit gehabt hat. Daraufhin wurde viel Kreativität frei gesetzt. Eine neue Gestalt von Schwesternschaft wurde gefunden, die Diakonissen neuer Form; sie bewahrt den Kern dessen, was ein Jahrhundert lang mit Glaubens-, Lebens- und Dienstgemeinschaft benannt war. Sie gewährt den einzelnen Mitgliedern größere Freiheit in Bezug auf Lebensgestaltung und Ausübung des diakonischen Dienstes. Voraussetzung ist eine gelingende Kommunikation untereinander und eine gemeinsam entwickelte Verbindlichkeit.

Dann sind da die Mitarbeitenden, Frauen und Männer, die in der Arbeit ihr diakonisches Engagement vertiefen möchten. Sie wünschen sich eine Gemeinschaft, weil sie aus Glauben leben möchten, weil sie offen sind für gelebte Spiritualität. Sie bringen ihre individuellen Möglichkeiten und Fähigkeiten mit und die Erwartung, dass eine lebendige diakonische Gemeinschaft, die sich auf das Heute ein-

lässt, die Kraft entwickeln kann, jedem einzelnen Mitglied die Freiheit zu gewähren, die es für sein Leben braucht. Und schließlich sind da die Menschen, die sich durch eine Beziehung zu Schwestern, zu Mitarbeitenden oder zum Haus, eine Teilhabe an einer diakonischen Gemeinschaft denken können. Sie bringen sehr unterschiedliche Lebenserfahrungen mit, und sie sind frei von beruflichen und ökonomischen Interessen.

Alle diese Menschen sollen an eine neue Feuerstelle eingeladen werden, die nicht außerhalb des Werkes liegt, vielmehr ein gedachter Ort ist. Umso größer ist die Herausforderung, die gedankliche Entfernung vom Bisherigen durchzuhalten. Denn auch die neue Gemeinschaft soll der Gründungsidee des Hauses verbunden bleiben. Mehr noch: Die Beziehung zwischen Auftrag und Gemeinschaft soll wieder gestärkt werden.

Andererseits bringen Menschen aus ganz unterschiedlichen Lebens- und Beziehungsfeldern selbstverständlich auch ihre Erwartungen, ihre Erfahrungen und ihre Enttäuschungen mit. Um sie zusammenwachsen zu lassen, braucht es eine intensive Kommunikation über Grundlagen, Ziel und Gestalt

SEGEN

*Herr, segne uns, lass uns dir dankbar sein
lass uns dich loben, solange wir leben
und mit den Gaben, die du uns gegeben
wollen wir tätig sein*

*Herr, geh mit uns und lass uns nicht allein
lass uns dein Wort und dein Beispiel bewahren
in der Gemeinde deine Kraft erfahren
Brüder und Schwestern sein*

*Herr, sende uns, lass uns dein Segen sein
lass uns versuchen, zu helfen, zu heilen
und unser Leben wie das Brot zu teilen
lass uns ein Segen sein*

Lothar Zenetti

der Gemeinschaft. Hier muss auch die Verbindlichkeit in der Wahrnehmung der Gemeinschaft zur Sprache kommen, was mit Sicherheit in Spannung gerät zu dem Versuch, viel von der individuellen Freiheit in der Lebensgestaltung zu erhalten.

Verbindlichkeit zu verabreden wird für Mitarbeitende und für diakonisch Engagierte, besonders wenn sie Familie haben, immer eine Herausforderung sein. Dennoch könnten sie sich in eine Gemeinschaft „hineinlernen“, die sie trägt und sie zu Trägerinnen macht.

Es hat immer viel Zeit gebraucht, bis eine neu entstehende Gemeinschaft ihre Kriterien gefunden hat, um andere einzuladen, gemeinsame Rituale zu entwickeln, eine gemeinsame Spiritualität zu finden. Eine diakonische Gemeinschaft besteht nicht um ihrer selbst willen. Ihr Ziel ist helfendes Handeln untereinander und die Stärkung derer, die als Mitarbeitende und Verantwortliche für den diakonischen Charakter des Werkes eintreten. Vieles, was sich schon bewährt hat, was in anderen Gemeinschaften

fruchtbar geworden ist, oder sich in den Vorstellungen Einzelner an möglichen Impulsen verbirgt, muss als „Material für das Feuer“ zusammengetragen und sorgsam geprüft werden, ehe es eine Bedeutung für die Gemeinschaft bekommt. Wo-

her aber kommt der zündende Funke? Da sich Gemeinschaft nicht verordnen lässt, muss die Antwort darauf offen bleiben. Es muss darum gerungen, es muss darum gebetet werden, es muss in der Stille gesucht, im aufmerksamen Hören aufeinander und in der Auseinandersetzung unterschiedlicher Meinungen gefunden werden. Wege gibt es viele. Eine diakonische Gemeinschaft, die die Tradition des Hauses, auf das sie sich bezieht, nicht verleugnet, zugleich aber auch in Bewegung bleibt und Acht hat auf die Veränderungsprozesse in der Gesellschaft, kann das Werk als wohlwollendes und kritisches Gegenüber begleiten. Und sie vermag nicht nur den eigenen Mitgliedern, sondern allen, die in einer Beziehung zum Werk stehen, auch ein Ort Diakonischer Bildung sein.

Dr. Reinhold Lanz

LEBEN



MAGDALENE SIMPFENDÖRFER-AUTENRIETH **Pfarrerin**

Sie ist Oberin und Vorsteherin der
Großheppacher Schwesternschaft

Die Ecksteingemeinschaft

Vielfalt

Seit 2011 gibt es in unserer Stiftung die Ecksteingemeinschaft. Sie hat sich aus der Diakonischen Schwesternschaft heraus entwickelt und ist so vielfältig wie auch die Motive ihrer Mitglieder vielfältig sind. Unter ganz unterschiedlichen Gesichtspunkten kann man als „Eckstein“ seine Verbundenheit mit der Großheppacher Schwesternschaft pflegen und ausbauen: in der Dienstgemeinschaft der Kolleginnen und Kollegen, in der geistlichen Gemeinschaft mit den Schwestern, in nachbarschaftlicher Freundschaft und gemeinschaftlichem Wohnen, in Verbundenheit als Ehemalige oder als Mitglied im Förderkreis. Für die einen ist es Ausdruck einer langjährigen Verbindung mit dem Mutterhaus, für die anderen ein neues Interesse an gemeinschaftlichen Wohn- und Lebensformen; die einen möchten sich an ihrem Platz für diakonische Arbeit einsetzen, andere wollen diese Arbeit mit ihrem Geld unterstützen und fördern. Wer sich der Ecksteingemeinschaft anschließt, hat in unserer Stiftung Gestaltungsräume entdeckt, in denen sich christlich profilierte Vorstellungen von Bildung und Pflege, von gemeinschaftlichem Leben und geistlicher Ge-

meinschaft umsetzen lassen. Der Eintritt in eine Gemeinschaft, die ein geistliches Selbstverständnis pflegt, ist auch ein geistliches Bekenntnis: Wir glauben, dass Gott es ist, der gelingendes Leben schenkt und uns dafür als seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beruft und beauftragt. In diesem Selbstverständnis ist die Ecksteingemeinschaft mehr als ein Freundeskreis. In unserer Stiftung hat sie Anteil an der Leitungs- und Gestaltungsverantwortung. Aus

Besonders schätze ich die Offenheit füreinander und die Freiheit, in unterschiedlichen Lebenskonzepten zu leben.

Michael Weiße, Ecksteingemeinschaft

ihren Reihen wählen die „Ecksteine“ Vertreterinnen und Vertreter für den Gemeinschaftsrat und den Stiftungsrat. So unterschiedlich ihre Motivlage auch sein mag, verbindet doch alle „Ecksteine“ in ihrem Engagement ein gemeinsames Ziel. Es heißt: Bewahren und Weitergehen. Ein Eckstein sein für die Brücke zwischen Tradition und Zukunft.

Tradition

Es sind Überzeugungen, die die Ecksteingemeinschaft heute mit der Schwesternschaft von damals verbinden.

Die jungen Frauen, die für die Ausbildung zur Kinderschwester ins Mutterhaus gekommen waren, suchten bewusst eine christlich geprägte Werthaltung, um sie in der eigenen Erziehungsarbeit wieder einbringen zu können. Der Gemeinschaftsgedanke wuchs mit. Zuerst war es nur die Lern- und Wohngemeinschaft der Anwärterinnen, dann die Schwestern- und Dienstgemeinschaft, schließlich wurde es die Lebensgemeinschaft für immer.

Einige Schwestern, die ursprünglich angetreten waren um Kinderschwester zu werden, schickte man zur Pflegeausbildung in andere Häuser, um eines Tages die älteren und alt gewordenen Mitschwestern „wie daheim“ pflegen zu können; Feierabendbereiche entstanden, und schließlich rundete der Schwesternfriedhof die gemeinschaftliche Lebensform ab.

In der traditionellen Großheppacher Schwesterngemeinschaft aus Diakonissen und Diakonischen Schwestern

war das Verbindende also zunächst die gemeinsame Ausbildung im Mutterhaus, später dann die Anerkennung des Mutterhauses als „Dienstherrin“, als das Zentrum für „Sammlung und Sendung“. Doch bereits während der Ausbildung lernte man auch das geistliche Leben im Mutterhaus kennen. Nicht alle kamen gleichermaßen geprägt hier an. Man wuchs hinein in die alltäglichen Rituale von Losung und Andacht, Mittags- und Abendgebet, in die

Am Anfang unserer Gemeinschaft steht Wilhelmine Canz mit ihrem Engagement für Frauen. Bildung und Ausbildung erkannte sie als die Grundlagen für ein eigenbestimmtes Leben. Als Ecksteingemeinschaft sind wir auch eine Interessengemeinschaft, die in dieser Tradition steht.

Beate Meyer, Ecksteingemeinschaft

Auseinandersetzung mit biblischen Texten und Themen bei Rüstzeiten und Schwesterntagen, die dem Schwesternleben seine geistliche Dimension gaben und das Selbstverständnis, zu einer christlichen Auftragsgemeinschaft zu gehören. Die Motivation, ins Großheppacher Mutterhaus einzutreten, war fast ausschließlich die Arbeit mit den Kindern. Wenige unserer Schwestern würden von einer Berufung in die Gemeinschaft sprechen, durchaus aber von einer Berufung zu den Kindern.

Neue Gemeinschaft

In der traditionellen Form lässt sich heute in den Mutterhäusern keine Gemeinschaft mehr bilden. Nicht weil die Menschen schlechter geworden sind, sondern weil die Verhältnisse sich gebessert haben. Das muss man allem öffentlichen Bedauern über den Nachwuchsmangel unter den Frauen in Tracht entgegenhalten. In unserer Zeit haben Frauen freien Zugang zu allen Bildungs- und Aus-

bildungsmöglichkeiten, können ihre Wohn-, Arbeits- und Lebenswelt unabhängig und frei gestalten. Das macht die traditionelle Funktion der Schwesternschaften weitgehend überflüssig.

Der Gedanke jedoch, auf der Basis christlicher Werte eine Dienst- und Auftragsgemeinschaft zu sein, hat sich bewährt und ist es wert, bewahrt zu werden. Er prägt heute die Mutterhauskultur. Er durchzieht das Leitbild unserer

Stiftung, zeigt sich in kleinen Alltagsritualen und macht in der internen Kommunikation den feinen Unterschied zu anderen Arbeitsplätzen aus, den unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wahrnehmen und schätzen.

In Freiheit verbunden

Ein gemeinschaftliches Selbstverständnis wird Kirche und Diakonie in unserer Gesellschaft auch zukünftig ein über-

Stiftung verantwortlich mitzutragen, ihre Grundlagen zu schützen und in zeitgemäßen Formen zu entwickeln, laden wir die Mitarbeiterinnen, Mitarbeiter und Freunde unserer Stiftung in die Ecksteingemeinschaft ein.

Es gelten andere Ausgangsbedingungen als für die jungen Anwärterinnen damals: Nicht mehr gleiche Ausbildung, gleiche Tracht, gleiche Taktung und ein langer gemein-

Es ist wunderbar, da wohnen zu können, wo man auch arbeitet. Ich genieße die Nähe zu „meinen“ Schwestern.

Pierre Wunderlich, Hausmeister

zeugendes Gesicht geben. Nicht alle unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind durch eine christliche Erziehung oder durch kirchliche Jugendarbeit geprägt. Die wenigsten sind in ihren Heimatgemeinden verwurzelt oder aktiv. Doch alle schätzen den Mehrwert, den ihnen ihr Arbeitsplatz in der Großheppacher Schwesternschaft bietet; alle sehen mit Respekt auf die Tradition der Schwesternschaft, auf die Entschiedenheit und Treue, die in den Aufbaujahren steckt und auf das, was daraus erwachsen ist. Um weiterhin eine Gemeinschaft zu sammeln, die bereit ist, unsere

samer Weg machen die neue Gemeinschaft aus, sondern Freiheit und Freiwilligkeit, die Nähe und Distanz ganz unterschiedlich festlegen können. Das Maß von kirchlicher Bindung und diakonischer Bildung, das es braucht, um zu verstehen, weiterzudenken und zu entscheiden, legen wir nicht fest. Willkommen ist, wen seine freie Entscheidung zu uns führt, wer für sich in der Ecksteingemeinschaft eine sinnvolle Förderaufgabe und eine gute gemeinschaftliche Anbindung entdeckt.

M. Simpfendorfer-Autenrieth



DIAKONISSE ROSE PFUND
Leitete lange Jahre das Feierabendheim der
Großheppacher Schwesternschaft
in Großheppach

Sie gehört dem Diakonissen- und Gemeinschaftsrat an, spielt im örtlichen Posaunenchor und ist Kirchengemeinderätin in Großheppach.

Rituale in der Großheppacher Schwesternschaft

Rituale tun gut, Rituale verbinden, Rituale strukturieren den Alltag und unsere Lebensabläufe. Seit dem 27. Februar 2015, dem 200. Geburtstag von Wilhelmine Canz, benützen wir im Mutterhaus in Beutelsbach und im Wilhelmine-Canz-Zentrum in Großheppach neu zusammengestellte Liturgien für die täglichen Morgen- und Abendgebete, die zum Teil aus der Tradition der Schwestern, teilweise auch

Die täglichen Morgen- und Abendandachten, das gemeinschaftliche Mittagessen, unsere Feste und Feiern – das ist die Basis für unser Miteinander. Wir sind füreinander da.

Schwester Maria Honold

aus Beiträgen der Ecksteingemeinschaft kommen. Beide Gebetsliturgien sind jeweils zu einer kleinen Broschüre zusammengestellt, und alle, die zur Großheppacher Gemeinschaft gehören, haben diese Liturgiehefte zur Verfügung. So kann jede Schwester und jedes Mitglieder der Ecksteingemeinschaft sich beim Morgen- und Abendgebet mit der großen Gemeinschaft verbunden wissen.

Zwei besondere Rituale liegen mir persönlich vor allem am Herzen:

Das Geburtstagsritual für die Schwestern und das Aussegnungsritual für unsere Schwestern und für die Bewohnerinnen und Bewohner im Wilhelmine-Canz-Zentrum.

Das Geburtstagsritual für die Schwestern feiern wir im Rahmen der Morgenandacht. Dem Geburtstagskind wird das Losungswort des Tages oder, falls das nicht passend erscheint, der Wochen- oder Monatspruch zugesprochen und dazu noch ein paar deutende Gedanken. Dann folgen das Geburtstagslied, das sich jede wünschen darf sowie ein persönliches Segenswort, und zum Abschluss sprechen alle gemeinsam das Grundwort der Großheppacher Schwesternschaft:

So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn; auf welchem auch ihr miterbaut werdet zu einer Behausung Gottes im Geist. (Epheserbrief 2,19-22)

FAST EIN GEBET

***Wir haben ein Dach
und Brot im Fach
und Wasser im Haus,
da hält man's aus.***

***Und wir haben es warm
und haben ein Bett.
O Gott, daß doch jeder
das alles hätt'!***

Reiner Kunze

Bei den Aussegnungsfeiern haben wir innerhalb der Schwesternschaft eine Liturgie, die vor vielen Jahren von Schwestern erarbeitet und zusammengestellt wurde. Es sind Lieder, Gebete und Texte aus der Bibel. Für die Bewohnerinnen und Bewohner des Wilhelmine-Canz-Zentrums entstand in den letzten Jahren eine eigene Liturgie zur Aussegnung. Beiden Aussegnungsliturgien gemeinsam ist der Abschiedssegens für den

***Aufgaben in der Gemeinschaft wahrzunehmen,
ist etwas Gutes. Sie lassen einen teilhaben am
Ganzen.***

Schwester Irmtraud Otto

Verstorbenen. Für mich ist diese Segensgeste jedes Mal etwas ganz Besonderes. Ich empfinde dabei noch einmal eine große Nähe und Verbindung zu der verstorbenen Schwester, zu dem verstorbenen Bewohner, aber auch zu den anwesenden Angehörigen. Gut, dass wir diese Rituale haben. Sie verbinden uns untereinander und schaffen Gemeinschaft.

Diakonisse Rose Pfund



CARMEN TREFFINGER
Sie ist Oberin der Evangelischen Diakonissenanstalt Stuttgart

Lebensgemeinschaften im Alter

Jeder Mensch ist ein Individuum - einzigartig geschaffen und unverwechselbar. Wir alle gehen unseren persönlichen Weg. Von Geburt an machen wir Erfahrungen, die uns prägen. Wir haben unterschiedliche Bedürfnisse und Begabungen. Als Individuum unterwegs sind wir jedoch immer Teil einer Gruppe. Da sind Familie, Kindergarten, Schule, Ausbildung oder Studium, Kirchengemeinde, Verein, Arbeitswelt, Freundeskreis und vieles mehr. Dabei spielt die Zugehörigkeit und das Wir-Gefühl eine entscheidende Rolle. Wir sind zusammen unterwegs. Wir haben gemeinsame Ziele. Zudem hat jeder Mensch Bedürfnisse, die er sich nicht selbst erfüllen kann. Dazu braucht es das Gegenüber. Und wie gut tut es, wenn einem jemand sagt, das hast Du gut gemacht, oder wir brauchen Dich! Das Bedürfnis nach Anerkennung endet auch nicht irgendwann, sondern es bleibt bis ins hohe Alter erhalten.

In einer Zeit, in der Individualität eine sehr hohe Bedeutung hat, braucht es auch einen anderen Pol. Sich selbst verwirklichen, selbstbestimmt und selbstverantwortlich leben, das sind die Themen der heutigen Zeit. Auch wenn

ich selbst mit Anfang fünfzig an mein eigenes Älterwerden denke, gehört für mich die Selbstbestimmung wesentlich dazu. Ich glaube aber, dass sich individuelle Lebensvorstellungen und Gemeinschaftsleben nicht ausschließen, sondern ergänzen.

Sich im Alter wieder für eine Lebensgemeinschaft zu entscheiden, ist seit einigen Jahren im Kommen. Sicherlich ist dies auch bedingt durch die Veränderungen der fami-

Aber es gibt auch diejenigen Seniorinnen und Senioren, die sich ganz bewusst Menschen suchen, mit denen sie zusammen ein Haus mieten und den Alltag gestalten, oder diejenigen, die sich für ein Wohnen in einem Mehrgenerationenhaus entscheiden, weil sie gerne Kinder und Jugend um sich haben und nicht nur unter alten Menschen sein wollen. Wesentlich ist bei all diesen Wohnformen im Alter, dass es neben den Gemeinschaftsräumlichkeiten und -zeiten auch den ganz individuellen Rückzugsraum gibt,

Solange wir können, bringen wir unsere Kräfte ein und sind da für das, was die Gemeinschaft braucht.

Schwester Martha Birkenmaier

liären Strukturen. Es leben selten noch zwei oder gar drei Generationen unter einem Dach oder zumindest örtlich in der Nähe. Die Berufstätigkeit erfordert heutzutage Mobilität von Männern und Frauen.

Manch einer mag den Kopf schütteln und dabei an die Wohngemeinschaftszeit in jungen Jahren denken und der Überzeugung sein, diese Zeit sei doch längst vorbei. Putzpläne von Bad und Küche kommen da wieder in den Sinn.

ein Zimmer oder eine Wohnung. Politisch sind Wohngemeinschaften gewollt, zum Beispiel als ambulant betreute Wohngemeinschaften oder auch in der stationären Altenhilfe. Hier kommt das Hausgemeinschaftskonzept zunehmend zur Umsetzung. Gerade bei hilfsbedürftigen Menschen ist es eine Freude zu erleben, wie viele Bewohnerinnen und Bewohner nach dem Einzug in die Hausgemeinschaften aktiver werden, sich beispielsweise an der Zubereitung von Mahlzeitenkomponenten beteiligen und

mitreden, was es zu essen gibt oder sich gemeinsam an Rezepte von früher erinnern. Wie schön ist es, auch im hohen Alter noch wahrzunehmen, dass man etwas kann! Eine kleinere Anzahl von Mitbewohnern ist überschaubarer als die vielen Menschen im klassischen Pflegeheim. Man kann sich die Namen besser merken, bekommt vieles voneinander mit und trägt auch ein wenig Sorge füreinander. Wenn es gelingt, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner in den Hausgemeinschaften daheim fühlen, bleiben sie nachweislich länger fit.

Gemeinschaftlich unterwegs zu sein und auch im Alter in einer Gemeinschaft zu leben, das gehört zum Selbstverständnis unserer Schwesternschaften von Beginn an. Auch wenn die Lebenswege der Schwestern und Brüder in unserem Stuttgarter Mutterhaus sehr unterschiedlich

geführten Befragung in unserer Schwesternschaft gab es dazu Antworten wie:

- *Wir sind auch in schwierigen Zeiten füreinander da.*
- *Wir geben uns Raum für unterschiedliche Glaubensprägungen.*
- *Wir feiern Andachten und Gottesdienste.*
- *Wir beten miteinander und füreinander.*
- *Wir unterstützen einander im Alltag.*
- *Wir werden auch nach dem aktiven Berufsleben gebraucht.*
- *Wir können zusammen alt werden.*
- *Wir erzählen einander aus dem Leben.*

Wenn wir für andere da sein können, gibt das dem Leben Sinn. Der Blick auf sich selbst und das Beachten der

***Den Entschluss, hier ins Mutterhaus einzuziehen, habe ich noch keinen Moment bereut!
Genau zum richtigen Zeitpunkt habe ich diese Gemeinschaft gefunden.***

Gudrun Hennecke, Ecksteingemeinschaft

und eben individuell sind, gibt es klare Aussagen, warum Gemeinschaft Sinn macht. In einer vor zwei Jahren durch-

eigenen Bedürfnisse ist wichtig. Nur das allein macht sicher nicht zufrieden. Sinnerfülltes Leben ist Leben in Ge-

meinschaft. Das bieten wir in der Hausgemeinschaft des Mutterhausareals an der Rosenbergstraße im Stuttgarter Westen im Betreuten Wohnen an. Dazu möchte ich exemplarisch einen Einblick geben:

„So viel Selbstständigkeit wie möglich erhalten und so viel Betreuung wie nötig bieten“ - so lässt sich der Grundgedanke zusammenfassen. Auf diesen Grundgedanken stützt

den Bedarf von Senioren ausgerichtet. Zur persönlichen Sicherheit ist ein Notrufgerät mit Funkfingertechnik in jeder Wohnung installiert. Darüber hinaus stehen Gemeinschaftsräume mit Teeküchen für gemeinschaftliche Aktivitäten, Pflegebäder sowie eine Waschküche mit Trockenräumen und Bügelzimmern zur Verfügung. Der zu der Gesamtanlage gehörende Garten ist eine Oase und bietet Aufenthaltsmöglichkeiten im Freien. In unmittelbarer

Seit einem Jahr wohnt bei uns die syrische Familie Almolham. Wir sind Großmütter geworden für die zwei Mädchen und den kleinen Jungen. Für die Eltern sind wir Sprachlehrerinnen, Begleiterinnen und einfach gute Nachbarinnen.

Schwester Erna Carle und Schwester Elsbeth Steudle

sich auch die Konzeption des Wohnangebotes für die Diakonissen, Diakonischen Schwestern und Brüder und für die Mieterinnen und Mieter, die von extern zuziehen, auf dem Mutterhausgelände.

Die Gesamtanlage umfasst über hundert betreute Wohnungen. Die Appartements mit ihren zwei oder drei Zimmern sind mit eigener Küche und Badezimmer ausgestattet, alle barrierefrei, und in ihrer Aufteilung ganz auf

Nähe der Häuser befinden sich Haltestellen des öffentlichen Personennahverkehrs, Ärzte, Apotheken sowie Einkaufsmöglichkeiten für Dinge des täglichen Bedarfs. Diese sind leicht erreichbar bzw. bieten einen Lieferservice.

Die Glaubens- und Lebensgemeinschaft der Diakonissen und Diakonischen Schwestern und Brüder hat eine wichtige Bedeutung bei der Gestaltung der Betreuungsangebote in der Wohnanlage. Einen zentralen Stellenwert nehmen

dabei die Veranstaltungen in der Mutterhauskirche ein - wie Andachten, Mittagsgebet und Gottesdienste - und die gemeinsamen Mahlzeiten im Speisesaal. Diese Angebote stehen allen Mieterinnen und Mietern der Wohnanlage offen, und sie sind herzlich zur Teilnahme und Mitwirkung eingeladen. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Angebote zur Begegnung und zum gemeinsamen Feiern. Zur Beratung und Vermittlung ist regelmäßig eine Ansprechpartnerin im Mutterhausareal erreichbar, die Leistungen wie zum Beispiel Raumpflege, Hilfe bei hauswirtschaftlichen Aufgaben oder pflegerische Versorgung koordiniert und auf Wunsch beauftragt. Wer Hilfe braucht, dem wird sie zuteil.

Dass diese Lebensform des gemeinschaftlichen Wohnens der Gesunderhaltung dient, ist für manchen sicherlich eine gewagte These. Ich bin jedoch davon überzeugt und kann aus Erfahrung sagen, dass es positive Aspekte gibt, die dabei förderlich sind. Auch das Gefühl der Sicherheit trägt dazu bei und dass auch neue Freundschaften entstehen können. Und, da komme ich wieder zum Anfang, gebraucht werden, nachbarschaftlich oder ehrenamtlich in der Hausgemeinschaft, ist eine wichtige Aufgabe, die rüstig hält bis ins

hohe Alter. Davon kann sich jeder selbst überzeugen, der zu uns ins Haus kommt.

Ganz sicher ist nicht jeder Mensch ein Gemeinschaftsmensch. Aber es lohnt sich, sich aktiv damit auseinanderzusetzen, beginnend auch schon im mittleren Lebensalter, welche Wohnform passen könnte und wie man sich das Leben im Alter vorstellt.

Carmen Treffinger

EIN MENSCHLICHES LEBEN IST VIEL

*Ein Leben währt nur ein paar Jahre,
ein Leben ist wenig und viel.
Wir kommen und geben, wir säen und ernten,
ein menschliches Leben ist viel.*

*Ein Tag zwischen Morgen und Abend,
ein Tag, das ist wenig und viel.
Er ist uns geschenkt und gehört uns für immer,
ein Tag, den wir leben, ist viel.*

*Ein Wort, das kann wahr sein und lügen,
ein Wort, das ist wenig und viel.
Die Sprache der Liebe braucht nicht viele
Worte, / ein liebendes Wort, das ist viel.*

*Ein Mensch, ach, was zählt denn schon einer,
ein Mensch, das ist wenig und viel.
Genug für die Liebe, genug für ein Leben,
ein Mensch, der mich liebt, das ist viel.*

Lothar Zenetti

LERNEN

PROFESSOR DR. VOLKER LADENTHIN
Inhaber der Professur für Historische und
Systematische Erziehungswissenschaft
am Bonner Zentrum für Lehrerbildung der
Universität Bonn



Gemeinschaft und Bildung

„Der Mensch (ist) von Natur ein nach der staatlichen Gemeinschaft strebendes Wesen“¹, schrieb Aristoteles in seinem Buch über die „Dinge, die die Stadt (d. h. das Gemeinwesen) betreffen“. Dass der Mensch nicht überlebte, wenn er kein Gemeinschaftswesen wäre, war schon zu Aristoteles Zeiten eine uralte Einsicht: „Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht“ (1 Moses 2,18). Der Akzent ist allerdings hier anders gesetzt; nicht die Naturanlage führt zur Gemeinschaft, sondern umgekehrt, die von Gott vorgesehene Güte des irdischen Daseins bedarf der Gemeinschaft des Menschen. Gleichwohl haben beide antiken Deutungen oft dazu verleitet, aus dieser naturhaft oder göttlich aufgegebenen und daher wertbezogenen Gemeinschaftlichkeit auch die Strukturen der Gemeinschaft gewinnen zu wollen.

Nicht jede Gemeinschaft ist schon gut

Das freilich wäre ein naturalistischer Fehlschluss: Schon Aristoteles hatte darauf aufmerksam gemacht, wie unterschiedlich die dem Menschen aufgegebene Gemeinschaft-

lichkeit in vorfindbaren Gemeinschaften gestaltet werden kann. Auch im Alten Testament wird berichtet, dass nicht jede Gemeinschaft schon gute Gemeinschaft ist, ja, dass vielmehr die Gemeinschaft im Gefühl des Neides oder der Konkurrenz selbst den Mechanismus ihrer Zerstörung beherbergen kann: „Nach einiger Zeit brachte Kain dem Herrn ein Opfer von den Früchten des Feldes dar; auch Abel brachte eines dar von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht. Da überlief es Kain ganz heiß, und sein Blick senkte sich. Der Herr sprach zu Kain: Warum überläuft es dich heiß, und warum senkt sich dein Blick? Nicht wahr, wenn du recht tust, darfst du aufblicken; wenn du nicht recht tust, lauert an der Tür die Sünde als Dämon. Auf dich hat er es abgesehen, doch du werde Herr über ihn!“ (1 Moses 4)

Außer der leeren Formel, dass jede Gemeinschaft aus Einzelwesen besteht und jedes Einzelwesen die Gemeinschaft braucht, sind aus anthropologischen Gegebenheiten keine normativen Einsichten zu gewinnen. Andernfalls müsste man die Wirkung einer Gemeinschaft immer auch als gutartige Wirkung verstehen, als erziehende Wirkung, der

sich der Einzelne unterzuordnen hat. Es besteht die totalitäre Gefahr, den Einzelnen zu manipulieren oder nach Vorstellungen der Gemeinschaft zu formen. Daher ist aus bildungstheoretischer Sicht sehr vorsichtig umzugehen mit dem Bezug von Individuum und Gemeinschaft, mit der für den Erzieher und die Erzieherin naheliegenden und bequemen Erfahrung, dass die Gemeinschaft selbst oder die Gemeinschaft allein die beste Erzieherin ist. Gerade weil die Gemeinschaft wirkt und prägt, entsteht für den Erziehenden die Aufgabe, den Einzelnen durch Unterricht und Erziehung auf diese prägende Wirkung aufmerksam zu machen und gegebenenfalls vor dieser Wirkung und Prägung der Gemeinschaft zu schützen.

Sachlichkeit und Sittlichkeit kann man weder aushandeln noch verordnen. Sie gelten aus sachlichen Gründen, ergeben sich aus einem bestimmten methodischen Zugang zur Sache und bedürfen der freiwilligen Einsicht. Leonard Nelson hat daher die Aufgabe der Erziehung – und wir dürfen ergänzen: die Aufgabe der Bildung – darin gesehen, so auf den Zögling einzuwirken, dass er alle Einwirkungen prüft. Dies ist das Bildungsparadox, das nicht in gesellschaftliche Verhältnisse zu übersetzen ist: „Wie kann man jeman-

den durch äußere Einwirkung dazu bestimmen, sich nicht durch äußere Einwirkung bestimmen zu lassen?⁴²

Sowohl Bildung wie Gemeinschaft stellen Regeln auf, die nicht ineinander zu überführen sind, obwohl sie sich wechselseitig bedingen. Einerseits ist Bildung die Voraussetzung von Gemeinschaft, denn Gemeinschaft kann nur entstehen, wenn sich die im Prozess steter Bildung befindenden Mitglieder der Gemeinschaft über die Regeln verständigen, die sie der Gemeinschaft geben wollen.³ Andererseits ergibt sich die Möglichkeit von Bildung erst unter den Gegebenheiten von Gemeinschaft. Denn es gibt kein Lernen ohne Lehrer. Ein von Geburt an zwar versorgtes, aber geistig sich selbst überlassenes Kind würde nicht lernen, sondern sterben. Der Lehrende ist nicht zufällig anwesende Person, sondern – sei es als Person, sei es als ein Buch oder Medium – notwendig für das Lernen. Er teilt sein Wissen nicht nur mit, er teilt es. Und zwar teilt er es unter dem Anspruch von Geltung.

Lern- und pädagogische Aufgabengemeinschaft

Der Lehrende bildet so mit dem Lernenden eine spezielle Gemeinschaft, die wiederum auf weitere Gemeinschaften

wechselseitig bezogen ist: die Lerngemeinschaft. Diese ist konstituiert durch die Bindung an Geltung: Was zu lernen ist, soll gültig sein. Geltung im Hinblick auf Bildung bedeutet – wenn man es zu Ende denkt – Wahrheit, Sittlichkeit und Sinn. Diese drei Ideen sind universal, sie gelten somit auch für alle Mitglieder der Gemeinschaft. Ja, sie konstituieren eine spezielle Gemeinschaft – als pädagogische Aufgabengemeinschaft.

In dieser nur um den Preis des Selbstwiderspruchs lösbaren Bindung an Wahrheit, Sittlichkeit und Sinn konstituiert sich die Lerngemeinschaft aller Menschen. Sie ist global, weil sie universal ist. Da das Gültige für alle Menschen gleichermaßen gilt, entsteht in der Bindung an Wahrheit, Sittlichkeit und Sinn eine besondere Aufgabengemeinschaft – und zwar eine Gemeinschaft, die darin gründet, im gemeinsamen Gespräch zu klären, was gilt.

Die Sozialordnung darf diese Bindung an Wahrheit, Sittlichkeit und Sinn nicht beeinträchtigen – da diese Bindung zeitlos ist. Augustinus hat religiös formuliert, was geistesgeschichtlich später dann auch die Philosophie beschäftigt hat: „Denn keine Seele konnte etwas denken oder wird je

etwas denken können, das besser wäre als du, der du das höchste und beste Gute bist.“⁴ Immer schon und unter allen Bedingungen haben sich Menschen um Wahrheit, Sittlichkeit und Sinn bemüht – und daher die universale, zeitüberdauernde Gemeinschaft aller Menschen gebildet. Zu unterscheiden sind die auf Erfahrung gegründete, mit sozialwissenschaftlichen Methoden überprüfbare Gemeinschaft (die von der Soziologie erforscht werden kann) und die pädagogische Aufgabengemeinschaft (die im jeweiligen Bemühen um Geltung konstituiert wird).⁵ Die Lerngemeinschaft ist eine Aufgabengemeinschaft, die ausschließlich und nur so lange besteht, wie die einheitliche Aufgabe des Lernens von allen Beteiligten akzeptiert wird. In ihr lernt man, wie man in faktischen Gemeinschaften richtig handelt. Aber man handelt in der Lerngemeinschaft nicht schon. Man lernt nur. So lernt man z. B. in der Gemeinschaftskunde alles Wesentliche über Geschichte und Struktur der Familie, aber man formt nicht unter der Anleitung des Lehrenden eine Familie. Vielmehr ist es die Aufgabe des Lehrenden in dieser Lerngemeinschaft, sich überflüssig zu machen, damit die Lernenden nach Verlassen der Lerngemeinschaft selbstverantwortlich ihr Familienleben unter den gegebenen Bedingungen gestalten können.⁶

Die Regeln der sozialen Gemeinschaft werden allerdings nicht durch die Lerngemeinschaft bestimmt, sondern lediglich in der Lerngemeinschaft gelernt. Insofern ist die Lerngemeinschaft nicht das beispielhafte Modell für Gemeinschaft schlechthin. Sie ist nicht die bessere Gemeinschaft in der Hinsicht, dass in ihr das richtige Leben vorbildlich gelebt oder gelernt würde.

Ich fasse zusammen ...

Weder dürfen die Regeln der Gemeinschaft das pädagogische Verhältnis bestimmen (wohl aber die Institution, in der sich das pädagogische Verhältnis ereignet) noch darf das pädagogische Verhältnis die Regeln der Gemeinschaft festlegen. Allerdings ist das pädagogische Verhältnis unverzichtbar für die Gemeinschaft, weil ohne dieses Verhältnis das Handeln in der Gemeinschaft nicht gelernt würde und zufällig oder machtgesteuert bliebe. Und die Konstitution der Gemeinschaft kann beeinflussen, ob und wie gut (nicht aber wie!) gelernt werden kann oder nicht.

Professor Dr. Volker Ladenthin



PRIVATDOZENT DR. AXEL BERND KUNZE
Diplom Pädagoge und katholischer Theologe,
Gesamtschulleitung der Evangelischen
Fachschule für Sozialpädagogik

Eine Vorschule des Glaubens

Zur Bedeutung gemeinschaftlicher Rituale im Schulalltag

Was ist für gelingende Lernprozesse zu beachten? Wenn unsere angehenden Erzieher und Erzieherinnen sich während ihrer Ausbildung mit dieser Frage beschäftigen, stoßen sie auf ein zentrales Didaktisches Prinzip: Lernen nimmt seinen Ausgang vom Bekannten, vom Nahen, vom Eigenen und geht dann zum Unbekannten, Fernen und Fremden über. Dies gilt grundsätzlich auch für religiöse Lern- und Bildungsprozesse.

Allerdings bringen heute immer weniger Schüler und Schülerinnen eine gefestigte religiöse Sozialisation mit, auf der Schule und Ausbildung aufbauen könnten. Auch eine evangelische Fachschule wie die unsrige macht hier keine Ausnahme und muss sich dieser Situation stellen. Wo religiöse Vollzüge nicht an eigene Erfahrungen anknüpfen können, können diese schnell unverständlich, lebensfern, exotisch oder sogar bedrohlich wirken. Jede Gesellschaft, die handlungsfähig bleiben will, braucht „eine symbolische Vorstellung von sich selbst“¹. Dies wird nicht zuletzt

dann greifbar, wenn tragische Ereignisse den Schulalltag durchbrechen; Gedenkfeiern oder andere Rituale (z. B. das Entzünden von Lichtern oder das Schreiben von Erinnerungsbriefen) schließen – mehr oder weniger stark – an liturgische Vorbilder an. Nicht selten wird bei Schulgottesdiensten aber auch eine Unsicherheit im Umgang mit religiösen Ausdrucksformen deutlich, die nicht allein bei Schülern, sondern auch Lehrern beobachtet werden kann. Wie sollte die Schule, zumal eine evangelische, auf diese Entwicklung pädagogisch reagieren?

Erfahrungsmöglichkeiten schaffen

Pädagogisch kann eine religiös-konfessionelle Praxis nicht zwingend vorausgesetzt werden. Glauben ist ein Akt individueller Freiheit. Überdies geht die moderne Autonomie der Bildung davon aus, dass es eine Pädagogik wie Ethik geben kann, die programmatisch keinen Bekenntnisbezug voraussetzen. Dies ist als pädagogischer Ausgangspunkt ernst zu nehmen. Doch wird der Einzelne sich selbst, die anderen und die Welt um sich herum nur dann angemessen und differenziert wahrnehmen können, wenn er religiöse Fragen dabei nicht ausklammert – denn Religion ist Teil unserer Wirklichkeit und gehört zum menschlichen

Leben dazu, gleich ob sich der Einzelne selbst als religiös empfindet oder nicht. Religiöse Lernprozesse sind daher unverzichtbarer Bestandteil des allgemeinen Bildungsauftrags. Schule muss den Einzelnen befähigen, über Religion sprechen und nachdenken zu können. Diese Aufgabe beschränkt sich nicht auf das Fach Religionspädagogik, sondern durchzieht den gesamten Unterricht und das gesamte Schulleben.

Je mehr Religion aus dem gelebten Alltag schwindet, desto weniger wird es der Schule möglich sein, an den religiösen Gehalt anzuknüpfen, den die Lernenden in ihrem Lebensumfeld und in ihrer kulturellen Umgebung vorfinden. Wo religiöse Erfahrungen fehlen oder auch eine religiös indifferente Lernumwelt die Begegnung mit gelebter Religion verhindert, müssen solche Grundlagen pädagogisch erst angebahnt werden. Im Rahmen des allgemeinen Bildungsauftrags ist es dabei zunächst nicht das Ziel, „Heranwachsende in den Vollzug des Glaubens einzuführen und mit ihnen religiöse Praktiken einer konkreten Religion einzuüben“². Vielmehr geht es erst einmal darum, pädagogisch jene grundlegenden Vorstellungen und Kenntnisse zu ermöglichen, an die Unterricht dann anknüpfen kann.

Dabei sollte didaktisch-methodisch der Eindruck von Künstlichkeit, Banalisierung oder Verzerrung vermieden werden. Je mehr Schule gegenwärtig vom Lern- zum Lebensraum wird (wir beobachten das bei uns nicht zuletzt in der Berufsfachschule für Kinderpflege), wird es umso wichtiger werden, dass Heranwachsende im Schulleben religiös bedeutsame Lebensformen vorfinden können, die ihrem Streben nach religiöser Selbstbestimmung gerecht werden.

Freiräume eröffnen

Nicht selten werden Erfahrungen, an welche der Unterricht bei der Beschäftigung mit Religion anknüpfen kann, über die zeitprägende, Orientierung und Verlässlichkeit bietende Funktion religiöser Ausdrucksformen angebahnt. Eine wichtige Rolle spielen hierbei Rituale.

Rituale sind kulturelle Handlungen, die für den Einzelnen und seine Identitätsbildung unverzichtbare Bedeutung erlangen können. Anders als Regeln, die für einen angemessenen sozialen Umgang wichtig sind, lassen sich Rituale nicht einfach zweckrational deuten. Rituale wollen vielmehr Freiräume eröffnen. Dabei geht es zum Beispiel um die Möglichkeit für gemeinsame Prozesse der Sinnsuche,

der Verständigung, der Konfliktlösung oder der gemeinschaftlichen Selbstvergewisserung.

Im Schulalltag können Ritualisierungen beispielsweise helfen, einen bewussten Einstieg in den Tag oder die Woche zu ermöglichen, Übergänge im Schulalltag zu gestalten oder Phasen der Besinnung, der Muße und der Stille offenzuhalten. Dies kann – wie in unserer Fachschule – beispielsweise der zehnmündige Mittwochsimpuls sein, der am Vormittag den Schulalltag unterbricht und zu dem die gesamte Schulgemeinde zusammenkommt.³ Dies kann das Abschiedsritual nach Übergabe der Abschlusszeugnisse sein (so hat die Abschlussklasse der Berufsfachschule für Kinderpflege im vergangenen Schuljahr nach der feierlichen Zeugnisübergabe Luftballons mit kleinen „Wunschbriefchen“ aufsteigen lassen). Dies kann die Entspannungsübung vor Beginn einer Klassenarbeit oder Abschlussklausur sein. Dies kann die bewusste Begrüßung am Morgen sein, das gemeinsame Begehen von besonderen Anlässen in der Klassengemeinschaft oder der musikalische Gruß an das Geburtstagskind. Dies kann der Einsatz einer Klangschale sein, deren Ton zum Ruhigwerden einlädt ...

DAS LEBEN GUT FINDEN

***Die Güte der Menschen setzt voraus,
dass wir das Leben gut finden können,
Geburt und Tod, Tag und Nacht,
Jugend und Alter,
Mensch und Tier und Pflanzen.***

***Sie setzt voraus,
dass wir es mit den Augen Gottes ansehen
und sagen: Siehe, es ist gut.***

***Dazu bedarf es gebildeter Augen
und eines gebildeten Herzens.
Man sieht nicht auf den ersten Blick,
dass das Leben gut ist...***

***Es gehört die Kraft
des geduldigen Suchens dazu,
die das Leben gut findet –
oft nach langem Suchen.***

***Wer gelernt hat, das Leben gut zu finden,
der wird es auch gut behandeln.***

Fulbert Steffensky

Nach Bedeutung fragen

Wenn Schule gehaltvolle Bildungserfahrungen vermitteln will, kann sie nicht bei den beschriebenen Ritualisierungen im Schulalltag stehen bleiben. Ritualisierungen schränken

den Handlungs- und Interpretationsspielraum der Beteiligten ein, bieten aber Orientierung und Sicherheit, sie entlasten und schaffen Freiräume, ermöglichen gemeinsame Erfahrungen und helfen, Krisensituationen zu bewältigen. Das ist eine Menge und unterstützt das gemeinsame Lehren und Lernen auf vielfältige Weise. Doch erst die Frage nach ihrer Bedeutung macht aus einer bloßen Ritualisierung ein Ritual, eine Inszenierung, in der sich eine für das Subjekt oder die Gemeinschaft bedeutsame Erfahrung symbolisch vermittelt. Daher bleibt es für den bildenden Umgang wichtig, nach der tiefergehenden Bedeutung bestimmter Ritualisierungen zu fragen. Wenn dies pädagogisch gelingt, können Rituale elementare Grunderfahrungen wecken, die für ein Verständnis religiöser Vollzüge oder Gebetsformen fruchtbar gemacht werden können.

Organisierte Bildungs- und Erziehungsprozesse in Schule oder Kindertageseinrichtungen können viel dazu beitragen, ein solches Verständnis zu pflegen, gerade dann, wenn Heranwachsende nicht mehr aktiv in einer Kirche oder Glaubensgemeinschaft verwurzelt sind. Unsere angehenden Erzieher und Erzieherinnen werden auch nur dann religiöse Lern- und Bildungsprozesse bei den ihnen

anvertrauten Kindern eröffnen und begleiten können, wenn sie selbst ein hinreichendes Verständnis hierfür entwickelt und entsprechende Erfahrungen gemacht haben.

Angesichts zunehmender religiöser Vielfalt, auch in unserer evangelischen Fachschule, wird es heute zudem darauf ankommen, unterschiedliche kulturelle und religiöse Perspektiven einzubinden, nach den Unterschieden und Gemeinsamkeiten der einzelnen Religionen zu fragen und zu überlegen, wie ein gemeinsames Zusammenleben in gegenseitiger Toleranz gelingen kann.

Begegnung mit gelebter Religion ermöglichen

Ein Verständnis religiöser Vollzüge werden Schüler und Schülerinnen nur dann gewinnen können, wenn die Beschäftigung mit diesen in der Schule nicht auf deren außerreligiöse Funktionen begrenzt wird, beispielsweise psychologische, politische, gesellschaftliche oder religionskritische Aspekte, die mit Religion zusammenhängen. Ein gereiftes Verständnis für religiöse Phänomene werden Heranwachsende nur dann entwickeln können, wenn sie diese auch in ihrer spezifischen Eigenart kennenlernen und der Bildungsgehalt von Religion nicht auf ein kultur-

ethisches Verständnis reduziert wird, bei dem genuin religiöse oder theologische Fragen ausgespart bleiben. Schüler und Schülerinnen werden nur dann für religiöse Fragen und Phänomene aufgeschlossen werden können, wenn sie zumindest ansatzweise auch mit gelebter Religion, mit den dahinterstehenden Überzeugungen und Gewissheiten in Kontakt kommen.

Dies bedarf im Unterricht – neben dem lebendigen Vorbild der Lehrkraft (zumal an einer evangelischen Schule) – der methodischen und medialen Vermittlung, beispielsweise über biographische, liturgische, literarische oder anderweitige Quellen, durch die Beschäftigung mit geistlicher Musik, in Form von Texten, Interviews oder Filmmaterial, durch Kirchenraumpädagogik und Exkursionen (beispielsweise zu Kirchen, Moscheen oder Synagogen), Befragungen oder Hospitationen. Dies geschieht im Leben unserer Schulgemeinde beispielsweise durch die über das Jahr verteilten Schulgottesdienste, durch die Kooperation mit der interreligiösen Dialogeinrichtung „Haus Abraham“ in Stuttgart, die von den drei abrahamitischen Religionen gemeinsam getragen wird, oder die Begegnung mit unseren Schwestern.

Unsere Fachschule hat sich auf den Weg begeben, ihr religionspädagogisches Profil zu schärfen. Wir wollen unsere Schüler und Schülerinnen unterstützen, religiöse Fragen zu finden, eigene Antworten zu formulieren und über religiöse Dinge zu sprechen. Nur dann werden sie selbst auch die Kinder und Jugendlichen dabei unterstützen können, sich mit Sinnfragen, Werten und religiösen Fragen bewusst auseinander zu setzen, gemäß dem, wie es der Orientierungsplan für die baden-württembergischen Kindertageseinrichtungen mit dem Bildungs- und Entwicklungsfeld „Sinn, Werte, Religion“ ausdrücklich vorgibt.

Dr. Axel Bernd Kunze



RUTH HERB
Religionspädagogin

Sie unterrichtet an der Evangelischen Fachschule
für Sozialpädagogik der Großheppacher
Schwesternschaft

Innehalten in der Schulgemeinschaft

Der Mittwochsimpuls stellt sich vor:

Zunächst möchte ich allen ein herzliches Willkommen zu sprechen, die sich für mich, den Mittwochsimpuls, interessieren. Ich bin seit einigen Jahren an der Evangelischen Fachschule für Sozialpädagogik an jedem Mittwochmorgen im Alltag des Schuljahres anzutreffen. Damit mir möglichst viele der Schülerinnen und Schüler, aber auch der Lehrerinnen und Lehrer, begegnen können, habe ich meinen Platz in der Mitte der Woche. Denn an diesem Tag sind so viele Klassen im Haus, wie von den Schulräumen her überhaupt möglich ist. Dass es dennoch Kurse gibt, die mir nie begegnen, ist schade. Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass sich für die innerhalb des religionspädagogischen Unterrichts andere Rituale und Impulse finden. Als Mittwochsimpuls konzentriere ich mich auf den mir gesetzten Rahmen. Mir gehören die letzten 10 Minuten des ersten Unterrichtsblocks. Bis dahin sind immerhin alle angekommen, selbst wenn die Bahn Verspätung hatte oder es Stau gab. Und bestimmt ist der Unterricht davor so spannend und lebendig, dass dann auch die Morgenmüdigkeit überwunden und die Aufnahmebereitschaft geweckt ist. Ein Im-

puls will wirken, und dazu sollte die Begegnung aus freien Stücken geschehen. Ich bin, wie die Schulgottesdienste, ein fester Bestandteil des schulischen Lebens. In der Wirkung, die von mir ausgeht, möchte ich einladend und gewinnend sein. Allerdings muss ich mich schon anstrengen und die Erwartungslatte an mich selbst hoch legen, damit niemand auf die Idee kommt, die für den Impuls reservierte Zeit als Verlängerung der bevorstehenden Pause zu deuten oder gar das Gedränge ausnützt, um sich mir zu entziehen.

Was der Mittwochsimpuls sein möchte

Mein Ziel ist, der großen, bunten Gemeinschaft von Menschen in der Mitte der Woche einen gedanklichen Anstoß zu geben, der ihnen in ihrem Schulalltag den Zugang zur religiösen Dimension unseres Lebens eröffnet. Ich möchte jedem Einzelnen Raum geben zum Innehalten, zum Nachdenken und Besinnen. Ich bin davon überzeugt, dass unser Anspruch, Schülerinnen und Schüler für die Begleitung von Kindern kompetent zu machen, nicht allein über die Vermittlung von überprüfbaren Inhalten geschehen kann, sondern dass dafür auch das Erleben von Gottes Segen entscheidend ist. Segen erfahrbar zu machen für die unterschiedlichen und vielfältigen Prägungen, das

ist mein Anliegen. Ich frage mich also, wie ich möglichst viele berühren, abholen und ansprechen kann. Es ist mir bewusst, dass ich nur ein Impuls bin. Dennoch liegt vielleicht gerade in dieser kleinen, regelmäßig geübten Alltagsform die Chance, Gott in unserer Mitte zu entdecken. Denn ich erlebe, dass bei uns wie an jeder Schule, sich fast alles um Leistungsnachweise und Beurteilungen dreht. Das heißt, dass sowohl auf Schüler- wie auf Lehrerseite der Stresspegel hoch ist. Wie befreiend könnte es da doch wirken, durch mich, den Mittwochsimpuls, immer wieder Unterbrechung zu erfahren und aus dem Herumkreisen um die eigene Leistung auszubrechen! Auf diese Weise will ich einen Weg bahnen für die Gute Botschaft, dass nicht unsere persönlichen Grenzen entscheidend sind für das Gelingen unseres Lebens. Die Bereitschaft, aufeinander zu hören und sich manchmal auch auf fremde Wege des Glaubens und Denkens einzulassen, ist wichtig. Dazu wollen die Impulse am Mittwochmorgen helfen. So gesehen bin ich ein Beitrag zum friedlichen Miteinander.

Wie der Mittwochsimpuls Gestalt bekommt

Offenheit und Vielfalt dürfen sich in den Impuls-Themen widerspiegeln. Darum sind alle Glieder der Schulgemein-

schaft eingeladen, sich an der Gestaltung zu beteiligen. Je breiter die Beteiligung, desto größer wird auch das Interesse. Es geht darum, authentische, lebensnahe und verständliche Botschaften zu vermitteln. Dazu gehört auch, dass Schülerinnen und Schüler anderer Religionszugehörigkeit und solche, die keinen persönlichen Zugang zum Glauben haben, nicht ausgegrenzt werden. Die Beteiligung aller Gruppen unserer Schulgemeinschaft ist eine Brücke dafür. Es liegt gegenseitige Wertschätzung darin, sich ohne Hierarchie gemeinsamen Lebensthemen zu stellen. Das erfordert Mut und Vertrauen und braucht auch Vorbereitung.

So haben wir – um einige Beispiele zu nennen – einen Lichtertanz erlebt, in dem der Wunsch Ausdruck fand, dass Gottes Licht in der Schulgemeinschaft aufstrahlt. Aus aktuellen Popsongs wurden Gedanken aufgenommen als Spiegel eigener Erfahrungen und mit einer biblischen Verheißung verbunden. Ein Kurs gab Anteil an einem Unterrichtsgespräch zum Thema: „Du sollst nicht töten.“ Auch besondere Symbole und Bräuche zu Festen des Kirchenjahrs wurden anschaulich vorgestellt, und Schülerinnen und Schüler haben davon erzählt, was ihnen das Gebet bedeutet. Andere gaben Zeugnis davon,

wie Gott ihnen Heilung schenkte. Es wurden Gedichte und Geschichten gelesen, Singsprüche geübt und Segensworte weitergegeben.

Zum Schluss ist dies mein Wunsch: Gott möge uns dieses kleine Fenster zum Himmel weit öffnen, damit sein Segen fließen kann.

Ruth Herb

VERHEISSUNG

*Menschen
die aus der Hoffnung leben
sehen weiter*

*Menschen
die aus der Liebe leben
sehen tiefer*

*Menschen
die aus dem Glauben leben
sehen alles in einem anderen Licht*

Lothar Zenetti



DUNJA HUMMEL
Leiterin des Kinderhauses am Sonnenhang
der Großheppacher Schwesternschaft

Ihre Ausbildung absolvierte sie in der Evangelischen Fachschule für Sozialpädagogik in Weinstadt-Beutelsbach.

Verschiedenheit wertschätzen

Wie ihre Eltern, so nehmen auch wir als pädagogische Fachkräfte „unsere Kinder“ im Kinderhaus in ihrer Unterschiedlichkeit an. Unsere pädagogische Arbeit möchte die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder begleiten und unterstützen und sie auf künftige Lebens- und Lernabschnitte vorbereiten. Unser Erziehungsauftrag soll die Voraussetzungen für eine gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe der Kinder fördern. Es liegt uns sehr daran, in unserer Haltung, unserer Kommunikation und in unserem Handeln Kindern und ihren Eltern gegenüber Grundüberzeugungen wie Toleranz, Solidarität und Achtung vor der Würde des Einzelnen zu vermitteln. Das entspricht unserem besonderen Auftrag in der Großheppacher Schwesternschaft. Wir sehen jedoch darin nicht nur einen Beitrag zur religiösen Erziehung und zur Herzensbildung, sondern wir verstehen unseren Erziehungsauftrag auch als Beitrag für das Hineinwachsen unserer Kinder in eine demokratische Gesellschaft. Wir wollen im Kinderhaus bewusst einüben, dass wir einander zuhören, dass wir eine andere Meinung achten, dass die Kinder an Rücksichtnahme, gewaltfreie Konfliktaustragung und Hilfsbereitschaft herangeführt

Einen „eigenen Sinn“ nun hat jedes Ding auf Erden, schlechthin jedes. Jeder Stein, jedes Gras, jede Blume, jeder Strauch, jedes Tier wächst, lebt, tut und fühlt lediglich nach seinem „eigenen Sinn“ und darauf beruht, dass die Welt gut, reich und schön ist. Dass es Blumen und Früchte, dass es Eichen und Birken, dass es Pferde und Hühner, Zinn und Eisen, Gold und Kohle gibt, das alles kommt einzig und allein davon her, dass jedes kleinste Ding im Weltall seinen „Sinn“, sein eigenes Gesetz in sich trägt und vollkommen sicher und unbeirrbar seinem Gesetze folgt.

Hermann Hesse

werden. Spricht man von Heterogenität in der Kindertagesstätte, wird heute auch rasch das Thema Inklusion assoziiert. Auf die Arbeit im Kinderhaus bezogen meint das: Wir wollen bewusst auch Kinder, die auf Grund ihrer Herkunft, einer Behinderung oder einer Leistungseinschränkung vom Gewohnten abweichen, integrieren, um deren Ausgrenzung zu vermeiden.

Von dem Miteinander in der Gruppe profitieren alle. Gemeinsam lernen unsere Kinder ganz selbstverständlich, dass Menschen verschieden sind. Sie lernen, dass es keine Berührungängste gegenüber denen braucht, die anders

sind, und sie können mit „Besonderheiten“ besser umgehen. Vielfalt und Heterogenität begleiten uns im Alltag ja ständig. Es ist deshalb gut, wenn die Kinder lernen, Unterschiede bewusst wahrzunehmen und darüber miteinander oder mit den pädagogischen Fachkräften in einen Austausch kommen. So begleiten uns im Alltag häufig Fragen, wie zum Beispiel:

- *Warum sprechen wir verschiedene Sprachen?*
- *Warum feiern wir unterschiedliche Feste?*
- *Warum sieht jeder Mensch anders aus?*

Gemeinsam gehen wir mit den Kindern in den Austausch und versuchen, der Heterogenität auf den Grund zu gehen. Es ist uns wichtig, den Kindern nahezubringen, dass man „anders sein“ nicht nur an äußerlichen Merkmalen festmachen kann, dass es auch unterschiedliche Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften gibt. Wir sind der Auffassung, dass im Kinderhaus gelebte und erlebte Wertschätzung der Heterogenität die beste Vorbereitung ist auf das Leben in einer Gesellschaft, in der uns sehr viele kulturelle und individuelle Unterschiede begegnen.

Dunja Hummel

ARBEITEN

**PROFESSOR DR. RER. POL. DIPL.-BETR.-PÄD.
DIPL.-WIRT.-ING. (FH) ARNOLD PRACHT**

Lehrt an der Hochschule Esslingen Betriebswirtschaftslehre für Soziale Dienste und Institutionen, Arbeits- und Organisationsgestaltung sowie ausgewählte Fragestellungen im Bereich Alten- und Behindertenhilfe.



Umsetzungspfade zur Veränderung von Organisationen

In Unterhaltungen zwischen Menschen, die gerade einen Veränderungsprozess in ihrer Arbeitsstelle erleben, hört man oft heraus, es handele sich dabei um eine „Organisationsentwicklung“. Meist meinen sie dabei – strenggenommen – gar keine Organisationsentwicklung, denn dieses Verfahren setzt eine ganz eigene Philosophie und ein spezifisches Methodeninventar voraus. Lässt man sich die Vorgehensweise im Detail schildern, kann man in den meisten Fällen diese praktizierten Prozesse eher der Kategorie des „strategischen Veränderungs- und Innovationsmanagements“ zuschreiben. Hier vollziehen sich die Veränderungen nicht, wie bei der Organisationsentwicklung, organisch, das heißt von der Seele des Unternehmens kommend, sondern sie werden weitgehend initiiert und getragen von den unterschiedlichen hierarchischen Ebenen. Man könnte diese Veränderungen, um im Bild zu bleiben, als „kopfgesteuert“ bezeichnen.

Selbstverständlich liegt es nahe, dass man „nur“ Kopf und Seele zusammenbringen müsse, und schon würde es zu einem ganzheitlichen Guten führen, in dem „Herz und Hand“

zusammenwirken. Das kleine Wörtchen „nur“ verharmlost jedoch in aller Regel die tatsächlichen Probleme, die mit einer solchen potenziellen Strategie verbunden wären.

Umsetzungspfad I - Organisationsentwicklung als gruppendynamischer Prozess

Die Organisationsentwicklung hat eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich und ist untrennbar mit dem Namen Kurt Lewin verbunden.¹ Bereits seit 1920 versuchte er mit aktionsforschungsorientierten Methoden das dynamische Verhalten von Gruppen sowie die Auswirkungen verschiedener Führungsstile auf das Verhalten und die Arbeitsleistung von Menschen in Organisationen nachzuvollziehen und daraus Schlüsse für die Gestaltung von Veränderungsprozessen zu formulieren.² Eine Weiterentwicklung des Ansatzes forderte zudem eine Abkehr von der einseitigen Betrachtung technisch-struktureller Komponenten von Organisationen.³ Vor allem die individuellen Bedürfnisse, Interessen, Kenntnisse und Fähigkeiten von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sollten im Rahmen von Entwicklungsvorhaben Berücksichtigung finden. Insgesamt ist die Bedeutung der Prinzipien der Organisationsentwicklung seit ihrer Hochphase Mitte des letzten Jahrhunderts

enorm gesunken. Organisationsentwicklung hat in dieser Zeit den Stellenwert als Vision und „Weltanschauung“ eingebüßt, sie wurde instrumentalisiert und zur Methode herabgestuft. Gegenwärtig wird sie danach beurteilt, welchen Beitrag sie zur Erreichung von Zielen leisten kann. Aktuelle Entwicklungslinien verweisen auf eine Abkehr von der Orientierung an Individuen und Gruppen, hin zu einer stärkeren Orientierung an Organisationen. Darüber hinaus richtet sich der Blick verstärkt auf das unternehmerische Umfeld, verbunden mit einer Thematisierung von strategischen Fragen.

Umsetzungspfad II - Veränderungen strategisch und innovativ managen

Die starke Dynamisierung von Prozessen des Wandels bei simultan steigender Komplexität der Außenwelt der Organisationen legt es nahe, darauf strategisch zu reagieren. Der erforderliche strategische Wandel der Organisation erfolgt demnach nicht organisch, sondern er muss, orientiert an den Wünschen und Bedürfnissen der Kundinnen und Kunden „gemanagt“ werden. Die traditionelle Methode der Organisationsentwicklung, so die Kritik, würde für diese Aufgaben zu kurz greifen. Sie berücksichtigt in ihrer praktischen Um-

setzung bisher nicht oder kaum folgende Anforderungen, die an ein strategisches Management zu stellen sind:

- *Betonung des Prinzips der Proaktivität als eine Form des vorausschauenden Planens;*
- *Nutzung einer Vielzahl von Prognosemethoden zur Einschätzung relevanter Umfeldentwicklungen;*
- *Die Notwendigkeit, Prognoseergebnisse (Chancen und Risiken), Unternehmensentwicklungen und Unternehmenspotentiale in Einklang zu bringen.*⁴

Grundsätzlich können jedoch zwei „Kardinalprobleme“ bei der Implementierung von Innovationen festgemacht werden: Zum einen fehlt es oft an der Akzeptanz der geplanten Veränderungen bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, zum anderen bleiben die formulierten Ziele und Aufgaben oftmals unkonkret und lassen sich auf die konkreten Bezüge einzelner Teilsysteme der Organisation nur schwer beziehen. Bei zentral entschiedenem und von der Unternehmensspitze kommenden Entscheidungen kommt es deshalb darauf an, diesen „Top-Down-Ansatz“ durch eine „Bottom-Up-Strömung“ der unteren hierarchischen Ebenen zu ergänzen. Ein sogenannter „Down-Up-Ansatz“ ermöglicht es in der Folge, die Stärken zentraler und de-

zentral ausgerichteter Organisationssysteme für strategische Entscheidungsprozesse miteinander zu verbinden.

Nutzen der beiden Umsetzungspfade für spezifische Veränderungsprojekte

In der Gegenüberstellung der beiden genannten Umsetzungspfade erscheint der Ansatz der Organisationsentwicklung durch seine Orientierung an den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sympathisch. Der Zweck eines Unternehmens richtet sich jedoch in aller Regel nach außen. Das heißt Veränderungen des Unternehmens bedürfen bei der Analyse der Situation nicht in erster Linie der „Nabelschau“, sondern des professionellen Blicks in die soziale, technologische, ökonomische und ökologische Umwelt. Inwieweit hier der Ansatz der Organisationsentwicklung greifen kann, hängt wesentlich von der „Reife“ der Organisation oder von der Kompetenz des Personals, insbesondere in der ausführenden Ebene ab. Für nahezu alle Organisationen kann empfohlen werden, Leitbildentwicklungsprozesse unter Heranziehung von Konzepten der Organisationsentwicklung zu initiieren. Teilweise kann Organisationsentwicklung auch auf die Einführung und Umsetzung von Qualitätsmanagementkonzepten ange-

wandt werden. Insbesondere wenn es um das Sparen von Ressourcen, das Senken von Sachkosten, das Optimieren von Abläufen und das Verbessern von Produkten oder Dienstleistungen geht, sollten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der ausführenden Ebene in hohem Maße einbezogen werden. Das gilt auch für Fragen der Gesundheitsförderung und des Belastungsabbaus in der Arbeit. Die in vielen Unternehmen praktizierten Kleingruppenkonzepte, wie z. B. vom Typ Lernwerkstatt oder Qualitätszirkel, stellen so etwas wie ein Instrument der permanenten Organisationsentwicklung dar. Dieses gelangt jedoch an seine Grenzen, wenn es um die großen Umbrüche geht. Wenn die Organisation sich in dramatischer Weise verändern muss, kann es im Rahmen der notwendigen Maßnahmen auch Verliererinnen und Verlierer geben. Die Frage, ob dies mit dem Instrumentarium der Organisationsentwicklung durchgeführt werden soll, kann sich hier aus ethischen Gründen nicht stellen. Man stelle sich zum Beispiel vor, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schlagen Konzepte vor, in denen sie ihren eigenen Arbeitsplatz obsolet machen. Oder Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bilden eine Gruppe, die entscheidet, wer entlassen wird und wer bleiben darf. Das alles ist Aufgabe des Managements und soll auch dort weiterhin verankert bleiben.

Umsetzungspfade gezielt auswählen

Vergleicht man die beiden vorgestellten Umsetzungspfade zur Veränderung von Organisationen, so kann man der Organisationsentwicklung zugutehalten, dass die Vorschläge, die von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der ausführenden Ebene entwickelt wurden, wahrscheinlich eher von ihnen umgesetzt und „gelebt“ werden.

Strategisches Innovations- und Veränderungsmanagement ist demgegenüber ein Veränderungskonzept mit dem „Holzhammer“. Dennoch gibt es aus praktischen und ethischen Gründen Veränderungsprojekte, die man mit eben diesem Instrumentarium angehen sollte. Eine Kombination aus beiden Ansätzen gestaltet sich in aller Regel sehr schwierig. Prozesse mit starker Akzentuierung des Managementansatzes und einer nachrangigen Beteiligung des Personals auf der ausführenden Ebene verlaufen in aller Regel suboptimal, wenn ein hohes Engagement der Mitarbeitenden auf der ausführenden Ebene für die Umsetzung der erarbeiteten Vorschläge unabdingbar erscheint. Man muss sich dann darauf einstellen, das Projekt gegebenenfalls mit direktivem Führungshandeln „durchzudrücken“.

Professor Dr. Arnold Pracht



PFARRER FRIEDER GRAU
Vorsitzender des Stiftungsrats
der Großheppacher Schwesternschaft

Er war bis 2015 Direktor der
Karlshöhe Ludwigsburg.

Diakonie braucht diakonische Gemeinschaft

Worauf kommt es an, wenn wir den Anspruch erheben, Diakonie zu sein? Ganz einfach: Die Hauptsache ist, dass Diakonie geschieht. Das heißt, dass ältere Menschen im Wilhelmine-Canz-Zentrum im Geiste Jesu liebevoll betreut werden, dass Kinder im Kinderhaus in ihrer Entwicklung im Geiste christlicher Nächstenliebe gefördert werden, dass Auszubildende in den Fachschulen fachlich und diakonisch sehr gut ausgebildet werden und in ihrer Persönlichkeit reifen können. Für ihre Aufgaben braucht die Diakonie Mitarbeitende mit guter Fachlichkeit und mit diakonischer Haltung - offen, freundlich, nächstenliebend. Natürlich ist es förderlich und wichtig, dass möglichst viele Mitarbeitende erkennbar christlich geprägt sind. Aber warum eigentlich können nicht auch Mitarbeitende anderer weltanschaulicher Prägung etwas dazu beitragen, dass Diakonie recht geschieht? Der barmherzige Samariter war mit Sicherheit kein fromm geprägter Mensch (im Unterschied zum Priester und Levit). Er hat den Menschen gesehen, hat das Nötige getan und wurde so zum „Paten“ christlicher Diakonie. Diakonie beginnt mit dem Hinschauen und Wahrnehmen. Schon deshalb sollten wir uns bewusst auch für nicht christlich

geprägte Mitarbeitende öffnen - wenn nur Diakonie recht geschieht. Außerdem braucht Diakonie kompetente Führungskräfte in den Bereichsleitungen, im Vorstand und den Aufsichtsgremien - versiert in Strategie und Management, in Personalführung und diakonischem Bewusstsein.

Damit Diakonie geschehen kann, braucht es aber auch diakonische Gemeinschaften - konkret die Großheppacher Schwestern und die Ecksteingemeinschaft. Im Unterschied zur Dienstgemeinschaft aller Mitarbeitenden mit "automatischer Zugehörigkeit" konstituieren sich diakonische Gemeinschaften durch eine entschiedene Zugehörigkeit und eine bewusste Bejahung und Verpflichtung gegenüber dem diakonischen Auftrag. In diesen Auftragsgemeinschaften ist das Wissen um den diakonischen Auftrag und um das Wesen und die Kultur von Diakonie ausdrücklich verortet. Dieser Schatz ist bei der Kurzlebigkeit sozialer Projekte und Maßnahmen eine wichtige Quelle für die Erkennbarkeit und Zukunftsfähigkeit von Diakonie. Die Großheppacher Gemeinschaften können für die Seele von Diakonie stehen - angesichts abnehmender diakonischer Werte in Sozialunternehmen. Gewiss, Diakonatsgemeinschaften sind heute meistens nicht mehr die tragende Säule einer diako-

nischen Einrichtung. Das gilt für Mutterhäuser in der Kaiserswerther und Zehlendorfer Tradition ebenso wie für die Brüder- und Schwesternschaften in der Tradition Wicherns (z. B. Karlshöher Diakonieverband, Rauhes Haus, Rummelsberg). In die Atmosphäre eines Hauses und eines Trägers können sie aber wichtige Impulse einbringen. Einige Beispiele:

- *Diakonatsgemeinschaften stärken und fördern Mitarbeitende und Führungskräfte in den Herausforderungen des Alltags. Sie tun dieses im Gespräch und in der Fürbitte.*
- *Diakonatsgemeinschaften beteiligen sich an Fortbildungen und an Maßnahmen der Personalentwicklung, auch für Mitarbeitende ohne christliche Prägung.*
- *Diakonatsgemeinschaften machen geistliche Angebote.*
- *Durch die Verknüpfung mit dem Namen des Trägers und durch Erkennungszeichen wie beispielsweise die Tracht oder das Kreuz signalisieren Diakonatsgemeinschaften: hier ist Diakonie.*
- *Durch ihre Präsenz im Stiftungs- und Aufsichtsrat stehen die Diakonatsgemeinschaften für diakonische Aufsicht über die strategische Ausrichtung des Trägers.*

- *Diakonatsgemeinschaften können kritisch auf problematische Entwicklungen hinweisen und stellen sich dem engagierten Dialog.*
- *Diakonatsgemeinschaften beteiligen sich an der strategischen, diakonischen und organisatorischen Weiterentwicklung des Trägers.*

Natürlich ist Diakonie heute auch ein Wirtschaftsunternehmen. Dazu müssen auch die Gemeinschaften ein "Ja" finden. Doch vor allem kennzeichnet Diakonie Interesse am Menschen, der Unterstützung braucht, aber auch am Mitarbeitenden. Dazu sind wir in der Nachfolge Jesu

Wir fördern und begleiten gelingendes Leben durch Erziehung, Bildung, Gemeinschaft und Pflege.

Leitsatz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Großheppacher Schwesternschaft, Unsere Grundsätze, unsere Arbeit, unsere Ziele 2014-2020

Christi beauftragt. Die diakonischen Gemeinschaften - nicht nur in der Großheppacher Schwesternschaft - werden zahlenmäßig kleiner, ihr Auftrag in den Einrichtungen aber bleibt. Deshalb braucht es die Vernetzung im Kaiserswerther Verband, aber auch mit anderen, wie dem Karlshöher Diakonieverband und dem Zehlendorfer Ver-

band. Man kann sich gegenseitig für Veranstaltungen und Fortbildungsangebote öffnen und in dieser Zusammenarbeit Angebote auch attraktiver gestalten. Und nicht zuletzt: Diakoniepolitisch ist ein gemeinsames Auftreten wirkungsvoller. Vernetzung ist ein wichtiger Schritt, damit sich Diakonatsgemeinschaften austauschen, bereichern, stärken, ermutigen können.

Pfarrer Frieder Grau



MUTTERHAUS

FACHSCHULEN

RENATE FISCHER-ESPEY
STEPHANIE GEYMAN
WOLFGANG MACK

Gemeinsam mit Dr. Axel Kunze verantworten sie die Schulleitung der Evangelischen Fachschule für Sozialpädagogik in Weinstadt-Beutelsbach. In der Verzahnung von Theorie und Praxis gehen sie innovative Wege.

Lernortkooperation

Der Bildungsauftrag unserer Fachschule für Sozialpädagogik

Als Evangelische Fachschule für Sozialpädagogik bieten wir Menschen unterschiedlicher Altersstufen und mit vielfältigen Bildungsbiografien die Möglichkeit, einen qualifizierten Ausbildungsabschluss als pädagogische Fachkraft zu erwerben. Angeboten werden derzeit verschiedene Schularten, die sich in vollzeitschulische, teilzeitschulische und praxisintegrierte Formen differenzieren lassen und dabei unterschiedliche Ausbildungsziele verfolgen.

In der klassischen Ausbildungsform werden die Schülerinnen und Schüler in vier Jahren zu einem Abschluss als staatlich anerkannte Erzieherin bzw. staatlich anerkannter Erzieher geführt. Die praxisintegrierte Ausbildung führt in drei Jahren zum gleichen Abschluss. Schülerinnen und Schüler mit Hauptschulabschluss erhalten im Rahmen einer dreijährigen Erstausbildung in sozialpädagogischen Arbeitsfeldern einen Abschluss als staatlich anerkannte Kinderpflegerinnen bzw. staatlich anerkannte Kinderpfleger. Ziel aller Ausbildungsgänge ist, die Schülerinnen und



Schüler zu befähigen, Erziehungs-, Bildungs- und Betreuungsaufgaben zu übernehmen und in allen sozialpädagogischen Bereichen selbständig und eigenverantwortlich als pädagogische Fachkraft bzw. als Zweitkraft tätig zu sein.

Die Ausbildung zur pädagogischen Fachkraft umfasst deshalb seit jeher einen fachtheoretischen und einen fachpraktischen Teil. An der Fachschule erwerben die Schülerinnen und Schüler umfassendes Fachwissen, das sie dann in ihrer sozialpädagogischen Praxis während der Ausbildung mehr und mehr in Können überführen.

Die Bedeutung der fachpraktischen Ausbildung

Eine in diesem Sinne verfasste Kompetenzentwicklung lässt sich u.E. jedoch nur anregen, wenn Lernende praktisch tätig werden können. Der Lernort Schule bietet im Rahmen eines praxisorientierten Unterrichts und eines bewusst gestalteten Schullebens vielfältige Möglichkeiten, die Ausbildung personaler und sozialer Kompetenzen sowie kognitiver und praktischer Fähigkeiten zu unterstützen. Im handlungsfeldbezogenen Unterricht kann ein Rahmen geschaffen werden, fachpraktische Erfahrungen aufzuarbeiten und an theoretische Inhalte rückzubinden.

Pädagogische Praxis, wie sie die künftigen pädagogischen Fachkräfte in einer Kindertagesstätte oder in einer Jugendhilfeeinrichtung erwartet, kann nicht künstlich hergestellt werden. Für die Entwicklung von Handlungsfähigkeit in pädagogischen Situationen, die oft von vielschichtig, offen und zugleich von Handlungsdruck geprägt sind, braucht es Selbsterfahrung und Reflexion des eigenen Handelns am Lernort Praxis.

Sozialpädagogische Einrichtungen, die Auszubildende im Rahmen der fachpraktischen Ausbildung begleiten, tragen daher die Verantwortung für einen wesentlichen Teil der Ausbildung. Damit der Transfer theoretischer Inhalte in die Praxis gelingt und praktische Erfahrungen gewinnbringend im Unterrichtsprozess genutzt werden können, haben wir uns als Fachschule auf den Weg gemacht, die Bedeutung der Praxis für die Ausbildungsqualität stärker ins Auge zu fassen und das oft hohe persönliche und fachliche Engagement von Mentorinnen und Mentoren zu würdigen. Wir haben dafür Formen der Zusammenarbeit zwischen Fachschule und Praxiseinrichtungen gesucht, die über die bisherige Organisation und die inhaltliche Gestaltung benoteter Praxisbesuche hinausgehen. Grundlegend

für eine gelingende Verzahnung von fachtheoretischer und fachpraktischer Ausbildung ist, dass sich die am Ausbildungsprozess Beteiligten, „Lernort Schule“ und „Lernort Praxis“, als gleichwertige Partner begegnen, ihre Kompetenzen vernetzen und den Ausbildungsprozess gemeinsam verantworten.

Lernortkooperation als offener Dialog

Diese Zielsetzung erfordert, dass sich der „Lernort Schule“ dafür öffnet, dass am „Lernort Praxis“ schulische In-

Mentoren, Fachberaterinnen sowie interessierte Erzieherinnen und Erzieher, mit denen wir zusammenarbeiten, in vierteljährlichem Abstand zu Workshop-Nachmittagen ein. Mit Impulsvorträgen und in moderierten Kleingruppen arbeiten wir gemeinsam an ausbildungsspezifischen Themen, Fragestellungen und Prozessabläufen, um die Kooperation zwischen Fachschule und Praxis zu optimieren. So entstand beispielsweise ein gemeinsamer Aufgabenkatalog für jeden Ausbildungsgang und jede Ausbildungsstufe mit differenzierten Aufgabenstellungen für die Praxistage.

DANKBARKEIT

Im normalen Leben wird es einem oft gar nicht bewußt, daß der Mensch überhaupt unendlich viel mehr empfängt, als er gibt, und daß Dankbarkeit das Leben erst reich macht.

Man überschätzt wohl leicht das eigene Wirken und Tun in seiner Wichtigkeit gegenüber dem, was man nur durch andere geworden ist.

Dietrich Bonhoeffer

halte mitdiskutiert, mitgestaltet und mitreflektiert werden. Voraussetzung ist, dass für beide Seiten Ausbildungsschwerpunkte, schulische Abläufe, konzeptionelle Überlegungen und rechtliche Grundlagen transparent sind. Seit Dezember 2013 laden wir deshalb Mentorinnen und

Der gemeinsam erstellte Aufgabenkatalog ermöglicht auch eine Anpassung an die institutionellen Besonderheiten jeder Praxiseinrichtung. Die interessierte und konstruktive Beteiligung der Mentorinnen und Mentoren an diesen Workshops zeigt, dass wir auf einem guten Weg sind. Wir

sind sicher, dass die intensive Lernortkooperation die Ausbildungsqualität unserer Ausbildungsgänge dauerhaft verbessern wird.

Renate Fischer-Espey, Stephanie Geymann, Wolfgang Mack

TAGEBUCH WILHELMINE CANZ, 1854:

„Der liebe Mann (Prälat Kapff) sagte, er glaube es ja gerne, daß solch eine Anstalt ein Segen werden könnte. Es sei zudem auch gar nicht der Mühe wert, Mädchen für diesen Beruf vorzubilden; sie müßten nachher doch verkümmern bei dem Geiz der Gemeindebehörden, die für alles Geld hätten, für Kinderschulen aber hätten sie keines. Ich sagte: Sie haben da ganz recht, Herr Prälat. Aber ich möchte dem, was Sie da sagen, nur eines entgegenhalten: Wenn Mädchen durch eine christliche Erziehung für dieses Werk (Kinderschulen zu führen) einerseits mehr stille Leidenkraft zum Aushalten, andererseits mehr Hilfsmittel haben, die Kinder immer wieder frisch anzufassen, so bekommen sie die Kinder, durch die Kinder die Mütter, durch die Mütter die Väter, und durch die Väter am Ende auch die Stadt- und Dorfherren! Es kann ja sein, sagte der liebe Mann, aber ich sage Ihnen, ich kann nichts thun! Und damit wurde ich entlassen.“

Seite 157 und 158



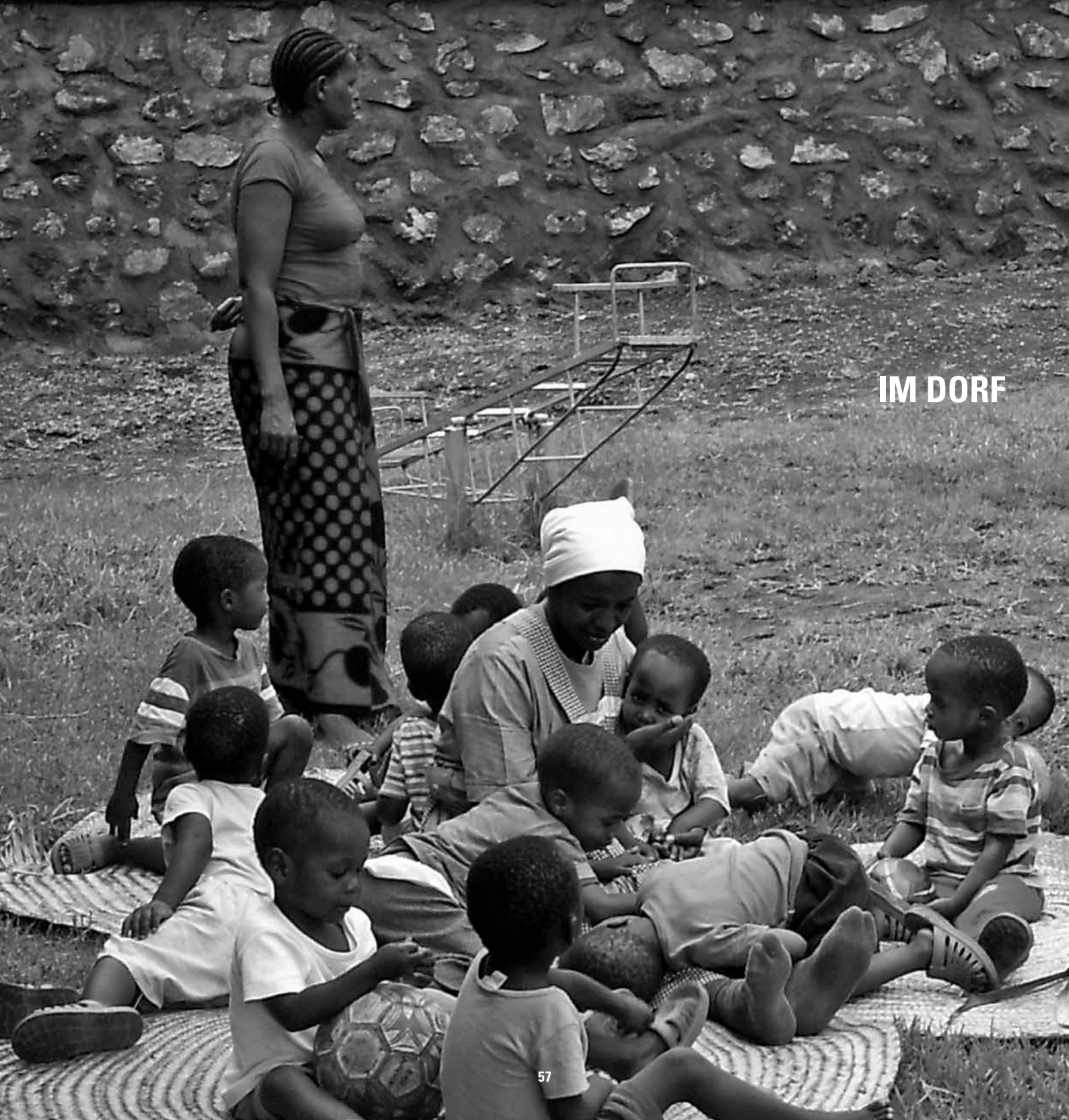
RENATE FISCHER-ESPEY
Schulleitungsteam der Evangelischen Fachschule
für Sozialpädagogik in Weinstadt-Beutelsbach

Sie ist Mitglied der Ecksteingemeinschaft und als Vertreterin der Gemeinschaft im Gemeinschaftsrat und im Stiftungsrat der Großheppacher Schwesternschaft.

Familien ins Zentrum rücken

Dass für das Aufwachsen von Kindern mehr benötigt wird als Vater und Mutter, als eine moderne Kleinfamilie, ist zwischenzeitlich eine allgemein verbreitete Einsicht. Häufig wird in diesem Zusammenhang das afrikanische Sprichwort zitiert, demzufolge zur Erziehung eines Kindes ein ganzes Dorf benötigt würde.

Dieses Bild vom Dorf beschreibt sehr anschaulich eine grundlegende Erfordernis an Erziehung, Bildung und Betreuung: eine dynamisch anregende Umgebung, ein miterziehendes Gemeinwesen. Längst ist jedoch diese Voraussetzung nicht mehr für jedes Kind gegeben. „Neue Dörfer“, die diese Aufgabe stellvertretend übernehmen können, werden benötigt. Auch für Eltern gibt es Bedarf an „Dorf-Ersatz“: In unserer flexiblen, hochmobilen Gesellschaft werden für junge Familien Gleichbetroffene zu wichtigen sozialen Koordinaten im Lebensalltag. Wenn diese fehlen, droht soziale Isolation. Das bedeutet, das Bild des Dorfes verweist auch auf die Notwendigkeit, die Familie als Ganzes, als Lebenszusammenhang, in den Blick zu rücken.



IM DORF

Familie ist also einerseits Leistungsträger, benötigt andererseits jedoch Unterstützung durch Infrastrukturen und Dienstleistungen bei der Gestaltung des Alltags.

Einrichtungen, in denen die Familien als Ganzes, als Lebenszusammenhang im Zentrum stehen, in denen kinderfördernde und elternunterstützende Angebote gleichermaßen die Basis bilden, in denen für Eltern und Kinder eine anregungsreiche Mitwelt organisiert wird und familienergänzende Leistungen bereitgestellt werden, müssen die verlorengegangenen Funktionen des einstigen „Dorfes“ ersetzen bzw. sicherstellen. In diesem Sinne sind qualitativ gute, kinderfördernde wie elternunterstützende Kindertageseinrichtungen Gebilde, die dazu beitragen, dass das verlorengegangene Dorf an anderer Stelle wieder aufgebaut wird.

Im Lauf der Jahre entwickelten sich unterschiedliche Einrichtungformen mit unterschiedlichen Akzentsetzungen: Vor über dreißig Jahren wurden die ersten Mütterzentren in Deutschland gegründet, weil Mütter es satt hatten, allein mit ihren Kindern zu Hause zu sein. Sie wollten heraus in die Öffentlichkeit, Kontakte knüpfen und da-

bei sein. Gesellschaftliche Teilhabe für alle und die Gelegenheit, „das Leben zu leben“ ist auch heute noch einer der Schwerpunkte der Mütterzentren. Mit ihrem Konzept des „öffentlichen Wohnzimmers“ und der Idee einer sich kümmernden Gemeinschaft erleichtern sie es jedem Menschen, die Herausforderungen des Alltags besser zu bewältigen und eigene Lebensperspektiven zu entwickeln. Heute sind in Deutschland Familienzentren eine Angebotsform, die zunehmend an Bedeutung gewinnt.

Diese Weiterentwicklung ist als *eine* bedarfsgerechte Antwort zu verstehen auf neue Herausforderungen, die Familien heute zu bewältigen haben.

Die Einrichtung Form Familienzentrum

Der Ausgangspunkt für die Einrichtung eines Familienzentrums ist die Annahme, dass alle Eltern ihren Kindern die besten Entwicklungsmöglichkeiten bieten wollen, aber manche Eltern nicht genau wissen, was das Beste ist und wie sie es erreichen können.

Für viele Bereiche gibt es eine Vielzahl an Ausbildungen und Schulungen und auch Unterrichtsfächer. Eine Vorbe-

reitung auf das Elternsein gibt es jedoch nicht. Dieser Lebensbereich bleibt gesellschaftlich in einer Grauzone. Unterstützungsmaßnahmen orientierten sich bislang eher an Defiziten als an Potentialen. Eltern haben einerseits die Schwierigkeit, den steigenden Ansprüchen sowohl in der Erziehung als auch im Beruf zu genügen. Andererseits besteht ein gesellschaftlicher Druck auf alle erzieherisch Tätigen sowohl im Elternhaus als auch im Kindergarten und in der Schule. Damit eine optimale Förderung unserer Kinder gewährleistet werden kann, müssen Eltern, Erzieherinnen/Erzieher und Lehrerinnen/Lehrer kooperieren.

Eltern sind die ersten und maßgeblichen Vorbilder von Kindern. Deshalb brauchen Kinder kompetente und starke Eltern, die sich und ihren Kindern etwas zutrauen und nachhaltig fördern und fordern.

Die Zusammenarbeit mit Eltern ist bereits Bestandteil in Kindertageseinrichtungen. Allerdings hat ihre Bedeutung

***„Man kann nicht in die Zukunft schauen,
aber man kann den Grund für etwas Zukünftiges legen,
denn Zukunft kann man bauen.“***

Antoine de Saint-Exupéry

und Wertigkeit inzwischen einen anderen Stellenwert bekommen. Die Rede ist von Elternbildung. Vor diesem Hintergrund wandelt sich die Zusammenarbeit

mit Eltern: Zum einen steht heute das Erreichen von Erziehungspartnerschaften zwischen Eltern und Erzieherinnen/Erziehern im Vordergrund.

Der Blickwinkel der Erzieherinnen/Erzieher öffnet sich vom „Anwalt des Kindes“ zum „Anwalt der Familien“. Zum anderen stehen die Einrichtungen vor der Herausforderung, Angebote mit Eltern zu entwickeln, die deren erzieherische, persönliche und berufliche Kompetenz stärken.

Auf diesen Erkenntnissen basiert die Idee, eine Kindertageseinrichtung um den Bereich der Elternbildung und -beratung zu erweitern und zu einem Familienzentrum (weiter-) zu entwickeln. Des Weiteren werden in den Familienzentren aktuelle Ansätze frühkindlicher Bildung integriert.

Damit diese Bereiche professionelle Berücksichtigung finden können, ist sowohl Personalentwicklung als auch Fort- und Weiterbildung der professionell Tätigen erforderlich. Ebenso bedarf es einer sozialräumlichen Vernetzung. Das hat vielfältige Veränderungen und Herausforderungen für das Personal und für die Elternschaft zur Folge. Für eine erfolgreiche Entwicklung der KiTa zum Familienzentrum muss das Vorhaben von allen Beteiligten mitgetragen werden. In der Biologie wird das Leben als Sequenz strategischer „Entscheidungen“ angesehen, die der möglichst optimalen Anpassung an vorgefundene Umweltbedingungen und letztlich der Reproduktion der eigenen Gene dient.

Da das Leben endlich ist, bedeutet eine Entscheidung für etwas immer auch eine Entscheidung gegen alles andere, was man stattdessen hätte machen können, aber nicht getan hat. Aus diesem Grund gibt es keine absolut richtigen oder idealen Entscheidungen im Leben, also auch nicht in Bezug auf Einrichtungsformen. Es gibt nur solche, die unter den gegebenen kontextuellen Bedingungen besser scheinen als alle anderen zur Verfügung stehenden Optionen.

Erfordernisse beim Entwicklungs-Prozess von der KiTa zum Familienzentrum

1. Eine aktive und gute Zusammenarbeit von Eltern und ErzieherInnen ist grundlegend für die erfolgreiche Förderung und Entwicklung der Kinder, d.h. die Kindertageseinrichtung muss eine differenzierte und niederschwellige Angebotsstruktur vorhalten, damit Erziehungsberechtigte kompetente Hilfe und Unterstützung erhalten.
2. Unerlässlich ist ein pädagogisches Konzept.
3. Es besteht ein deutliches Spannungsfeld zwischen „sozialpolitisch Wünschenswertem“ und „unternehmerisch Machbarem“!
Möglicherweise müssen vorhandenen Ressourcen andere Prioritäten gegeben und notwendige Entwicklungsprozesse unterstützt werden, beispielsweise durch gezielte Personalentwicklungsstrategien in Form von Fortbildungsangeboten oder Investitionsentscheidungen (z.B. Entwicklung und Förderung interkultureller Kompetenzen).

4. „Veränderung ist das, was die Menschen am meisten fürchten“ (F. Dostojewski), d.h. eine Begeisterung für Änderungsprozesse ist nicht voraussetzbar. MitarbeiterInnen müssen, soweit als möglich, einbezogen werden, wenn Änderungsnotwendigkeiten nachvollzogen und nachhaltig umgesetzt werden sollen. Das setzt eine klare Positionierung auf Trägerseite voraus.
5. Eine verstärkte Kontextualisierung, eine Einbettung der Einrichtung in das gewachsene soziale Umfeld, ist erforderlich. Unterstützungsbedarfe müssen im jeweiligen Kontext betrachtet werden.
6. Veränderte Kooperations- und Vernetzungsaktivitäten sind sowohl innerhalb der Strukturen der Tageseinrichtung als auch in der Zusammenarbeit mit internen und externen PartnerInnen erforderlich. Ein gemeinwesenorientiertes Konzept ist das A und O einer geöffneten KiTa-Arbeit! Verschiedene Institutionen, die unterschiedliche Generationen ansprechen, können sich sehr gut ergänzen, verstärken und entlasten.
7. Eine zielgerichtete Einbindung freiwilliger bürgerschaftlicher Potenziale in den KiTa-Bereich könnte helfen, ergänzende und unterstützende Angebote in KiTas vorzuhalten. Dieser ehrenamtliche „Dienst“ muss in der Einrichtung gewürdigt werden und bedarf der kontinuierlichen Pflege.

Renate Fischer-Espey



JONAS NAUMANN
Diplom Pädagoge

Er war bis Sommer 2016 Schulleiter
der Evangelischen Fachschule für Sozialpädagogik
der Großheppacher Schwesternschaft.

In Verbindung bleiben

Als Alumni wurden ursprünglich Schülerinnen und Schüler einer Internatsschule bezeichnet. Mittlerweile sind mit dem Begriff Alumni die Absolventinnen und Absolventen einer Hochschule oder einer ähnlichen Bildungseinrichtung gemeint.

An unserer Evangelischen Fachschule für Sozialpädagogik in Weinstadt-Beutelsbach werden seit vielen Jahrzehnten Erzieherinnen/Erzieher sowie Kinderpflegerinnen/Kinderpfleger ausgebildet, die im regionalen und überregionalen Umfeld das personale Bild in den Kindertageseinrichtungen prägen.

Unsere ehemaligen Auszubildenden sind in unterschiedlichen Funktionen im Bereich der Frühkindlichen Bildung tätig. Viele haben leitende Positionen bei Trägern inne oder begleiten im Rahmen einer Einrichtungsleitung Erzieherinnen und Erzieher in ihrem täglichen Arbeitsalltag. Der große Anteil unserer Mentorinnen und Mentoren, die die Auszubildenden der Evangelischen Fachschule für Sozialpädagogik in Beutelsbach betreuen, waren selbst

einmal Schülerinnen und Schüler der Großheppacher Schwesternschaft. Dieses besondere Engagement freut uns sehr, da es einen erheblichen Teil zur Förderung der Ausbildungsqualität beiträgt. Die erfolgreiche Vernetzung der beiden Lernorte – Schule und Ausbildungseinrichtung – soll sich künftig auch in einem Netzwerk Ehemaliger widerspiegeln.

Neben bereits etablierten Formen der Lernortkooperation möchten wir unsere Ehemaligen künftig auch stärker an den Entwicklungen unseres Ausbildungsstandortes teilhaben lassen. Hierzu erarbeiten wir derzeit ein Alumni-Konzept.

Das Kollegium freut sich über diese Weiterentwicklung, ermöglicht sie doch den persönlichen Kontakt und Austausch mit ehemaligen Auszubildenden, kritische Reflexion gemeinsamer Lern-Erfahrungen und den Aufbau neuer Kooperationsmöglichkeiten.

Jonas Naumann

***EIN KLEINES LIED
ZUM GROSSEN GOTT***

***Sei unser Gott, der alle Welt
in seiner Liebe leitet,
halt deine Hand so wie ein Zelt
hoch über uns gebreitet.***

***Sei nah in allem, was geschieht,
und tief in allen Dingen,
sei unser Gott, der alles sieht,
und hör, was wir dir singen.***

***Sei überall, wo Menschen sind,
wo immer Menschen träumen,
so leise wie ein sanfter Wind,
der umgeht in den Bäumen.***

***Sei unser Gott, der mit uns zieht
mit seinem großen Segen,
sei unser Leben, unser Lied,
ein Licht auf allen Wegen.***

Lothar Zenetti

Im Mutterhaus, Umschlagseiten innen

Fundort: Helmut Bornhak, Vorsteher der Großheppacher Schwesternschaft, zur Jubiläumsrüstzeit 1947 (gewidmet den Schwestern, die 1917 und 1918 eingetreten sind)

S. 7-10, 55 · Tagebuch Wilhelmine Canz: Fundort: Gibt es einen lebendigen Gott? Antwort mit Zeugnissen von W. Canz. Erster Band. 1896

S. 11 · Begegnung in Großheppach: Oberin Schwester Hedwig Gräfin Stosch Fundort: Reisebericht der ersten Oberin des Mutterhauses in Frankenstein, Schlesien, Schwester Hedwig Gräfin Stosch, „Zweite Reise nach Kaiserswerth. 6.9. – 25.9.1878“

S. 13 · Leben einzeln und frei: Fundort: Nazim Hikmet, Die Einladung, aus: Die Namen der Sehnsucht, Ammann Verlag & CO, Berlin 2008

S. 15 · Segen: Fundort: Lothar Zenetti, Auf seiner Spur, S. 165 / **An eine neue Feuerstelle einladen:** siehe Cornelia Coenen-Marx: Vortrag vom 19. Mai 2016

S. 21 · Fast ein Gebet: Fundort: Reiner Kunze, Wohin der Schlaf sich schlafen legt, S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1991

S. 27 · Ein menschliches Leben ist viel: Fundort: Lothar Zenetti, Lied, das die Augen öffnet, (Strophe 1.2.5.6) aus: Die wunderbare Zeitvermehrung

S. 28-31 · Gemeinschaft und Bildung:

¹ Aristoteles: Politik, nach der Übers. v. Franz Susemihl [...] hg. v. Nelly Tsouyopoulos u. Ernesto Grassi, München 1965. S. 10 (= 1253a1).

² Nelson, Leonard: System der philosophischen Ethik und Pädagogik, aus dem Nachlass hg. v. Grete Hermann u. Minna Specht, Göttingen 1932, S. 358 (Hervorhebungen durch V. L.)

³ Art.: Gemeinschaft, in: Rekus, Jürgen; Mikhail, Thomas: Neues schulpädagogisches Wörterbuch (Neuausgabe), Weinheim/Basel 2013. S. 133 – 138.

⁴ Aurelius Augustinus: Bekenntnisse, übersetzt, mit Anmerkungen versehen und hg. v. Kurt Flasch u. Burkhard Mojsisch. Stuttgart 1989, S. 173 (= VII, 6).

⁵ Rekus, Jürgen: Soziales Lernen – Vom Konflikt zur Sozialverpflichtung, Hildesheim 1985. S. 195 ff.

⁶ Vgl. Ladenthin, Volker: Familienbildung nach der Postmoderne, Bonn 1994.

S. 32-37 · Eine Vorschule des Glaubens:

¹ Rolf Schieder: Politik und Religion in der Zivilgesellschaft, in: Peter Schreiner, Ursula Sieg, Volker Elsenbast (Hgg.): Handbuch Interreligiöses Lernen, Gütersloh 2005, S. 28 – 40, hier: 31.

² Dietrich Benner: Bildung und Religion. Nur einem bildsamen Wesen kann ein Gott sich offenbaren, Paderborn 2014, S. 91 f.

³ Vgl. hierzu den eigenen Beitrag von Ruth Herb im vorliegenden Heft.

S. 35 · Das Leben gut finden: Fundort: F. Steffensky, Schwarzbrot – Spiritualität, 2006 Radius Verlag Stuttgart 70180 Stuttgart, Alexanderstraße 162

S. 41 · Verheißung: Fundort: L. Zenetti, Auf seiner Spur, Matthias-Grünwald-Verlag Mainz, 2003

S. 43 · Vom Eigensinn: aus: Brief, 23. Juli 1950. zitiert

in: "Mein Hermann Hesse – Ein Lesebuch", Hrsg. Udo Lindenberg, Suhrkamp Verlag 2008, S. 28

S. 44-47 · Umsetzungspfade zur Veränderung:

¹ Vgl. Schubert, H.-J.: Planung und Steuerung von Veränderung in Organisationen, Frankfurt/M. 1998, S. 4

² Vgl. Lewin, K.: Die Sozialisierung des Taylorsystems, in: Praktischer Sozialismus (1920) 4, S. 1ff

³ Vgl. Trist, E. L.: Soziotechnische Systeme: Ursprünge und Konzepte, in:

Organisationsentwicklung, 8 (1990) 4, S. 11

⁴ Vgl. Schubert, H.-J., a.a.O., S. 68f.

S. 51 · Mutterhaus: Foto Großheppacher Schwesternschaft

S. 54 · Dankbarkeit: Fundort: D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus GmbH

S. 57 · Im Dorf: Foto Großheppacher Schwesternschaft, Kinder in Chimala-Brandt/Tanzania; die Partnerschwester-schaft der Großheppacher Schwesternschaft Ushirika wa Upendo widmet sich dort ebenfalls frühkindlicher Pädagogik.

S. 63 · Ein kleines Lied zum großen Gott: Fundort: Lothar Zenetti, aus „Die wunderbare Zeitvermehrung“, Verlag Erichewel, Donauwörth 5. Auflage 2000

Gruß der Großheppacher Schwesternschaft 160 Jahre in Gemeinschaft

58. Jahrgang – November 2016
Nummer 125 (Kind und Schwester)

Gestaltung und Satz:
Zimmermann Visuelle Kommunikation, Stuttgart
www.zimmermann-visuelle-kommunikation.de

Redaktion:
Renate Fischer-Espey, Stephanie Geymann, Dr. Axel
Kunze, Magdalene Simpfendörfer-Autenrieth

Druck: Gebr. Knöller GmbH & Co. KG
Auflage: 2.000

November 2016

Großheppacher Schwesternschaft
Magdalene Simpfendörfer-Autenrieth,
Oberin und Vorsteherin
Beutelsbach, Oberlinstraße 4
71384 Weinstadt
Telefon: 07151/9934-0
Telefax: 07151/9934-50
ghs@grossheppacher-schwesterschaft.de
www.grossheppacher-schwesterschaft.de

Bankverbindungen:
SWN Kreissparkasse Waiblingen
IBAN: DE03 6025 0010 0001 0007 55
SWIFT-BIC: SOLADES1WBN

Evangelische Bank
IBAN : DE76 5206 0410 0000 4066 19
SWIFT-BIC: GENODEF1EK1

*Man lernt, daß rings die Köpfe rauchen,
man schlägt sich mit dem Ämtle rum,
doch, darf man in der Rems sich tauchen,
verstummt das heimliche Gebrumm.*

*Auch in so hungrig ernsten Zeiten
das Mutterhaus sich gut bewährt.
Die Schwestern sind, wer möchts bestreiten,
doch leiblich, geistig wohl genährt.*

*Kommt man nach 25 Jahren
ins Mutterhaus – seit jener Zeit,
da frischgebacken man gefahren
ins Leben, das so stark und weit.*

*Sitzt nicht mehr auf des Stubles Rande
die Schwestern, die jetzt Meisterin.
Und doch – es ist ja keine Schande,
sitzt etwas Angst im Herzen drin.*

*Es könnte von den hochverehrten
und hohen, schlanken, strengen wer,
die in der Jugend uns belehrten,
hertreten so ganz ungefähr.*

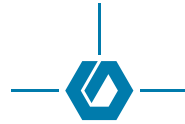
*Und könnte strafend sprechen müssen:
weißt Laura, du's noch immer nicht,
sagt dir es nicht dein schlecht Gewissen,
so laut lacht eine Schwester nicht.*

*Doch nein, so was läßt niemand hören.
Im Mutterhaus ist's doch heut schön.
Man kann, s'darf uns heut gar nicht stören,
im Jugendland spazieren gehn.*

*Und links und rechts die Kursgenossen
und Herr Inspektor freundlich scherzt.
Und lauter Glück – und keins verdrossen,
so schön ist's, daß das Scheiden schmerzt.*

*Behübig schaut's mit blanken Augen
uns nach, ziehn wir nun wieder aus,
jetzt traut's uns zu, daß wir was taugen,
das liebe, alte Mutterhaus.*

Helmut Bornhak



Großheppacher
Schwesternschaft

